Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novelle „Zwei Prinzessinnen“ von A. Noël. (S. 78)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Sechster Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Fata Morgana. Roman von Gustav Johannes Krauss (Fortsetzung) 7

Zwei Prinzessinnen. Novelle von A. Noël 63

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Unsere deutschen Truppen in China. Zeitgeschichtliche Bilder von Ernst Montanus 103

Mit 15 Illustrationen.

In der wilden Walachei. Erzählung von A. D. Borum . 121

Salzseen und Salzgärten. Eine technische Wanderung. Von Benno Braun 145

Mit 6 Illustrationen.

Tierkämpfe. Naturgeschichtliche Lebensbilder. Von Prof. Dr. W. Hess 157

Mit 9 Illustrationen.

Schluss der Ausstellung. Eine Pariser Geschichte von Hanns v. Spielberg 173

Von Mostar nach Sarajevo. Reisebilder aus Bosnien und der Herzegowina. Von Alexander Ritter 198

Mit 15 Illustrationen.

Mannigfaltiges: Seite

Lovelys Grab 221

Neue Erfindungen:

I. Verstellbarer Wäschekorb 223

Mit 2 Illustrationen.

II. Die Blitzrührschüssel 225

Mit Illustration.

Die Duellepidemie in Bordeaux 225

Fremdkörper im Ohre 227

Ein geistliches Kirchweihtraktament 230

Die Buren in der Gefangenschaft 231

Mit 2 Illustrationen.

Die Erfindung des Fracks 234

Der Weinkeller des deutschen Kaisers 235

Eine beherzte deutsche Frau 237

Wunder der Natur 238

Die Kugelkammer 238

Schülerdankbarkeit 239

Das Billardspiel 239

Gall und seine Schädellehre 239

Merkwürdiger Depeschenwechsel 240

Die Fütterung des Löwen 240

Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau Weinzierl sah ihrem Gatten wehmütig nach; dann schlich auch sie hinaus, um seinem Rate zu folgen und bei dem Enkelchen Trost zu suchen.

Sie fand die Kleine im Wohnzimmer. Neben ihrem Kinde kniete Marie und war eifrig beschäftigt, der Puppe der Kleinen einen Streifen Leinwand um das Köpfchen zu binden. Das schwierige Werk war nach mehreren mißglückten Versuchen, bei denen die Leinwand an dem glatten Puppenkopf nicht hatte festsitzen wollen, eben zu stande gekommen, als die alte Frau in das Zimmer trat.

Miezl stürzte der Großmama jubelnd entgegen und hielt ihr die verbundene Puppe mit wichtiger Miene hin.

„Schau das Dotterl an, Doßmama!" — Das Mädelchen wollte Dockerl sagen, wie die Puppe in österreichischer Mundart heißt. — „Dotterl hat so Topfwehweh."

Im Anblick des vor Spieleifer glühenden Kindergesichtes vergaß die alte Frau wirklich ihren Kummer. Sie hockte sich zu dem Kinde nieder und sagte in ungemein teilnehmendem Tone: „Das arme, arme Dockerl! — Da darfst aber nit so schreien, Miezl! — Deine Mama schreit

auch nit, wann dir 's Köpferl weh thut. — Herumtragen mußt's und ihm mit ganz feiner Stimm' Liederl singen, bis's einschlafen thut. — Wann's nachher wach wird, so is 's Kopfweh wieder gut."

Sie legte dem Kinde die Puppe im Arm zurecht. Miezl begann auf den Fußspitzen auf und ab zu gehen, ihr krankes „Dotterl" zu schaukeln und dazu das alte Wiegenlied zu singen, mit dem sie selbst allabendlich in den Schlaf gelullt wurde:

„Schlaf, Tinderl, schlaf!
Dei' Vater is a Draf.
Dei' Mutter is a Bauerndirn',
Muß ihr Tinderl selber wieg'n.
Schlaf, Tinderl, schlaf!"

Mutter und Großmutter sahen der Kleinen mit entzückten Augen eine Weile zu. Dann seufzte Marie und sagte halblaut: „Wenn man so ein arm's, unschuldig's Kind so herzig spielen sieht, und dann dran denkt, was ihm vielleicht alles bevorsteht auf der Welt — 's Herz thut ein'm weh!"

Die alte Frau nickte bekümmert. Alle ihre Sorgen waren wieder da. Hastig teilte sie der Tochter ihr Gespräch mit Weinzierl mit.

Marie hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Er wird scho' recht haben, der Vatter."

Ihre Mutter rang die Hände. „Aber das is ja schreckli'!" klagte sie. „Da wär's ja am besten, man lasset die Pepi gar nit so viel beisamm' sein mit ihm. Je mehr sie si' jetzt hineinlebt in die G'schicht', desto härter kommt sie's dann an . . .!"

Aber die junge Frau schüttelte den blonden Kopf. „Laß ihr die paar Tag', Mutter! — Wenn man's nachher auch hart büßen muß, 's is do' 's einzige, was unsereins hat vom Leben."

In diesem Augenblicke klopfte es. Auf das „Herein" der beiden Frauen steckte Kubik den Kopf ins Zimmer und erkundigte sich unwirschen Tones, ob er denn alle die dringende Arbeit mit dem Lehrbuben allein machen solle, da sich niemand sehen lasse.

„Fangen S' nur an derweil," antwortete Frau Weinzierl. „Der Meister hat ein'n dringenden Gang."

„Na, und der Herr Opernsänger?" fragte der Geselle bissig. „Der is wohl scho' z' nobel fürs Schneiderg'schäft, was? Oder is er gar scho' auf Gastroll'n g'reist?"

Da fuhr ihn aber Marie, die den Menschen nicht leiden mochte, scharf an: „Kümmern S' Ihnen um Ihre Sachen! — Gegen den Moosdörfer nehmen S' Ihnen ohnedem viel zu viel heraus. — Der g'hört so halb und halb zur Familie, verstanden?"

Das mürrische Gesicht fuhr zurück, und die Thür fiel ziemlich unsanft zu. — —

In der großen Fliederlaube im Garten, wo die beiden, die der große Umschwung in Moosdörfers Leben zunächst anging, auf der Holzbank nebeneinander saßen, wurde die Angelegenheit scheinbar viel leichter genommen als zwischen den beiden Frauen. Matthias und Pepi überboten einander in halb scherzhaften Zukunftsplänen. Keines wollte dem anderen das Herz schwer machen. Matthias hätte seiner Liebsten um keinen Preis eingestanden, wie schwer ihm die Fahrt in die Ferne auf so lange, lange Zeit wurde, daß ihm graute vor all den fremden Menschen und fremden Verhältnissen, unter denen er nun würde leben müssen, daß er jetzt schon Heimweh hatte, bevor er noch fortgegangen war. Pepi wiederum hätte sich eher die Zunge abgebissen, als daß sie ihrem Liebsten gesagt hätte, daß sie ihn in der großen Sündenstadt zu verlieren fürchte. Ihr war zu Mut, als würde sie diese Gefahr erst völlig heraufbeschwören, indem sie von ihr sprach.

So lächelten und lachten die beiden Menschen immerzu, während ihnen die Thränen in der Kehle saßen. Nur darin, daß ihre Hände sich für keinen Augenblick voneinander lösen wollten, in der ganz besonders heißen Innigkeit der Küsse und der Liebkosungen, die das junge Paar tauschte, kam es zum Ausdruck, daß es ein Abschiedsfest war, das die zwei feierten.

Einmal freilich durchbrach Matthias die stumme Verabredung, sich gegenseitig das Herz nicht schwer zu machen. Nachdem er eine Weile träumerisch in den Garten hinausgeschaut hatte, wo die Blumen so wohlig im warmen Sonnenschein die bunten Köpfe emporstreckten und die Vögel so glückselig zwitscherten und jubelten, sagte er: „Wann m'r si' denkt, daß m'r das alles so lange, lange Zeit nimmer sehn soll . . .“

Mit fast ängstlicher Eile fiel ihm Pepi ins Wort: „Laß nur, Schatz, laß nur! — Wenn du erst der große Sänger bist, den die Leut' im Hotel aus dir machen woll'n, dann kommst wieder. Und dann setzen wir uns wieder daher in die Laub'n, und alles wird grad so sein, wie's heut' is, und du erzählst, was d' alles erlebt hast draußen in der Welt, während ich da z' Haus g'sessen bin, zum Schöckel hinüberg'schaut und an di' denkt hab', gelt?“

Matthias drückte das liebe Mädel ungestüm an sich. „Ja, Pepi, ja!“ raunte er ihr leidenschaftlich ins Ohr. „Und dann fahren wir in die Domkirchen und lassen uns trauen, und nachher fahrst mit hinaus ins Reich als mein lieb's, herzig's Weiberl. Und hundert seidene Kleider laß i dir machen, und Brillantringeln kauf' i dir, no' viel schönere, als wie die Frau Kommerzienrat an die Fingern hat.“

Pepi gruselte es förmlich vor all der Märchenpracht, die der aufgeregte Bursch vor ihrer Phantasie emporsteigen ließ.

Eine Weile später meinten die beiden, daß Meister Weinzierl nun bald von seinem Besuche bei den Theatermännern zurückkehren müsse, und gingen voll unruhiger Erwartung in das Haus zurück. Frau Weinzierl und Marie waren noch im Wohnzimmer. Zu ihnen setzten sich die jungen Leute, sahen zerstreut der kleinen Miezl zu, die ihre kranke Puppe zu Bett gebracht hatte und nun, bäuchlings auf die Diele hingestreckt, in ihrem Bilderbuche blätterte, und lauschten unablässig nach dem Hausflur hinaus.

Endlich klangen draußen die eiligen Schritte des Heimkehrenden. Alle vier sprangen von ihren Sitzen auf. Da öffnete sich auch schon die Thür, und Meister Weinzierl trat ein.

Der Ausdruck des Roseggergesichts zeugte von mächtiger Gemütsbewegung. Ohne ein Wort zu sagen, und ehe jemand fragen konnte, ließ der alte Mann seinen Spazierstock fallen, stürzte, den Cylinderhut auf dem Kopf behaltend, auf Matthias zu und umarmte ihn stürmisch.

„Bub'!" schrie er förmlich. „Was du für ein Kerl bist! I wünsch' dir Glück, Matthias! I wünsch' dir Glück! Ein ganz Großer wirst wer'n!"

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Weinzierl sich so weit beruhigt hatte, daß er sich den Hut von seinen Angehörigen abnehmen ließ, sich zu ihnen setzte und nun vernünftig und im Zusammenhang erzählte.

„Der Professor, der übrigens ein ganz berühmter Gesangslehrer sein soll in Berlin, der war ja rein narrisch. Eine Zukunft hat er dir prophezeit, wenn da nur d' Halbscheid wahr wird davon, so schwimmst im Geld, und in a paar Jahrln hast auf der Brust kein'n Platz mehr für deine Orden. Und zu all'm, was der Fachmann g'sagt hat, hat der G'schäftsmann, der was der da Mara is, mit sein'm schwarz g'färbten Kopf g'nickt. Und die

Frau Kommerzienrat, die hat si' was g'freut! Die muß übrigens eine herzensgute Dame sein, die Frau. Ihr verdankst es ja eigentlich, das ganze Glück!"

Als Pepi aus dem Munde ihres eigenen Vaters dieses begeisterte Lob der gefürchteten und verhaßten anderen hören mußte, ließ sie das Köpfchen resigniert hängen.

Matthias bemerkte das und drängte: „Weiter, Herr Meister! Was is ausg'macht wor'n?"

Weinzierl schüttelte den Kopf. „Meister darfst nimmer sagen zu mir, Matthias, denn du bist mein G'sell nit mehr. Von heut' an bist du Musikschüler im Konservatorium des Herrn Professor Riedel-Steinfels in Berlin."

„Also is alles schon fix und fertig?" fragte der junge Mann gespannt.

Der Meister nickte. „Zuletzt bin i mit dem Agenten hinüber'gangen in sein Zimmer, damit wir vom G'schäftlichen reden. Na, i hab' mi' nit herumkriegen lassen. Alles hat er zahlen wollen, der Schlaukopf, deine ganzen Studien und dein Leben derweil in Berlin, aber dafür hat er dann zehn Jahr' lang einen Anteil von deiner Gage und deine sonstigen Einnahmen haben woll'n und sonst no' so allerhand Vorteil'. Dadrauf bin i aber nit ein'gangen. — Nein, hab' i g'sagt, auf'm Halm verkaufen, wie der bankrotte Bauer sein'n Hafer, braucht si' der Matthias nit. Sein Pensionsgeld wird er selber zahl'n, er hat ein bissel was, und was 's Studieren kost't, wird sich auch noch aufbringen lassen. Im schlimmsten Fall streck' i ihm das vor. Er is nit umsonst der Sohn von mein'n alten Freund Moosdörfer und mein Mündel."

Matthias streckte dem Alten gerührt die Hand hin. „I dank' Ihnen, Meister!"

„Du brauchst di' nit z' bedanken," antwortete Weinzierl. „Der Schwarzg'färbte is dadrauf nit ein'gangen. Ordentlich ein Loch hat er in mi' hineing'red't, i sollt'

do' das Risiko nit übernehmen. Die Stimme könnt' am End', so schön und stark als s' jetzt'n is, die Anstrengung von der Ausbildung nit aushalten und so, und dann wär' mei' Geld futsch. Bei ihm wär' das was anders. Bei ihm g'hört so ein Risiko zum G'schäft, und wenn alles gut geht, dann hätt' er was davon. Ausplündern wollt' er di' nit. Er thät' nix verlangen als ein'n Vertrag, nach dem er für di' die Stellenvermittlungen und die Veranstaltung vòn deine Gastspielreisen gegen die allgemeinen Prozente zug'sichert kriegt, dafür wollt' er die Kosten von dein'm Gesangsstudium zwei Jahr' lang tragen. Dein' Unterhalt sollt'st halt in Gottesnam' du selber zahlen. Dadrauf bin i dann ein'gangen. Schließlich is's zum Verstehn, daß er was haben will davon, daß er deinetwegen von Berlin nach Graz g'fahren is und den Professor auf seine Kosten mit'bracht hat. Damit du aber nit z' Schaden kommst, hab' i mir ein' Punkt in dem Kontrakt ausg'macht, in dem 's heißt, daß das Vorzugsrecht des Herrn da Mara nur so lang gelten soll, als er dir das giebt, was dir von anderer Seite geboten wird. Damit war er einverstanden. Wie er morgen z' Haus ankommt — heut' abends mit'm Schnellzug fahrt er ab —, laßt er den Kontrakt von sein'm Rechtsanwalt aufsetzen und schickt 'n uns her zur Unterschrift."

Ein Engel flog durch das Zimmer, wie das Volk sagt, als der alte Mann nun schwieg.

Nach einer Weile erst fragte Matthias halblaut: „Und i . . . wann muß i fahr'n?"

„Zusamm' mit der Frau Kommerzienrat. Die bleibt noch ein paar Tag' da und nimmt di' dann mit nach Berlin."

Der Bursch schüttelte den Kopf. „So schnell wird das nit gehn, Meister," wandte er ein. „Die Obervormundschaft muß do' erst mein bissel Geld herausgeben. Das geht nit so schnell."

„Keine Spur!“ antwortete Weinzierl eifrig. „Die Herren vom G'richt brauchen wir gar nit. Das giebt viel zu viel Schererei. Ich streck' dir einfach vor, was du nötig hast, und übers Jahr, wann du majorenn bist und dein Gerstel ohnedem frei wird, da giebst mir's halt z'rück.“

„Wie mei' eigener Vatter der anderen in die Karten spielt!“ dachte Pepi wehen Herzens. Sie nahm sich zusammen, so gut es ging, und hörte dem Gespräch noch eine kleine Weile zu. Dann mußte sie aufstehen und sich hinausstehlen. Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten.

Ihre Mutter, die die heimliche Erregung des Mädchens schon längst beobachtet hatte, folgte ihr auf dem Fuße. Als die Tochter ihr aufschluchzend um den Hals fiel, drückte die alte Frau ihr Kind zärtlich an sich und raunte ihm mit bebender Stimme allerlei Tröstendes ins Ohr, woran sie selbst nicht recht glaubte.

„Aber Pepi! Wein do' nit so! Es is ja freilich hart für di', daß er fort muß, und daß ihr nit einmal ord'ntlich verlobt sein sollt's z'erst — — aber der Vatter will's so — — und sein'm Vattern muß m'r folgen. Und ewig bleibt er ja nit fort, der Matthias ... er kommt ja wieder ...“

Die Stirn auf die Schulter der Mutter gepreßt, schüttelte Pepi verzweifelt das Köpfchen. „Nein, Mutter ... nein!“ schluchzte sie. „Er ... er kommt nimmer! — Nimmer kommen thut er! ... Wann ... wann er fort geht ... nachher is's aus!!“

Die alte Frau stammelte entsetzt: „Aber Kind! Was red'st denn da z'samm'? Wann du ihn so gern hast, den Matthias, so mußt do' auch ein Vertrauen haben zu ihm!“

„Das hab' i ja!“ sagte das aufgeregte Mädchen. „I

weiß, er is a guter, rechtschaffener Mensch, und er hat mi' gern ... Aber wann ihm die Person so zusetzt! Sie bleibt ja eigens ein paar Tag' länger da, damit s' mit ihm zusamm' fahr'n kann. Die wird mir 'n schon abspenstig machen! Sie is so eine feine Frau, und i ... was bin i denn neben ihr?"

„Ja, um Gott's Herrn willen, Kind, von wem red'st denn?" fragte die Mutter verständnislos.

„Von wem denn? — Von ihr! Von der saubern Frau Kommerzienrat, die die Burschen in der Nacht im Stadtpark z'samm'packt!" antwortete Pepi empört.

Frau Weinzierl sah ihre Tochter an, als wäre das Mädchen plötzlich verrückt geworden. Soviel sie von den glänzenden Aussichten, die Matthias jetzt winkten, gehört hatte, daß er jemals für eine Dame, wie Frau Kitty Bothe eine war, in Betracht kommen könne, wäre ihr selbst im Traume nicht eingefallen.

Verblüfft sagte die alte Frau endlich: „Auf die bist eifersüchti', Madel? Aber geh doch! Sie is do' verheirat't!"

Wie neulich ihrem Liebsten, antwortete Pepi jetzt der Mutter: „Sie kann Witfrau auch sein. Ganz g'wiß is s' eine! Sonst thät' s' nit allein herumreisen in der Welt und solche Stückeln angeben."

Da wurde Frau Weinzierl beinahe ärgerlich. Die vornehme Dame, die so leutselig gewesen war und ihre behagliche Wohnung so gelobt hatte, die sollte ein schlechtes Weib sein, das anderen die Männer wegfischt? Und gar mit Matthias sollte sie sich einlassen wollen, der mit ihr verglichen doch nur ein ungeschickter, bäurischer Gesell war? Mochten die Leute auch, die Frau Kommerzienrat selbst allen voran, von seinem Liebelsingen noch so viel Aufhebens machen, das konnte Frau Weinzierl nicht glauben. Die bloße Behauptung schon kam ihr wie eine

Versündigung gegen alle menschliche und göttliche Weltordnung vor.

— — — — — — — — — — — —

Die fünf Tage, die Matthias noch in Graz zu bleiben hatte, gingen nun rasch dahin. Zu thun gab es genug. Der junge Mann mußte seine Papiere in Ordnung bringen, bei Freunden und Bekannten herumgehen, um Abschied zu nehmen, seinen Vorrat an Kleidung und Wäsche in stand setzen und ergänzen, damit er sich vor den noblen Leuten, unter denen er in Berlin leben sollte, nicht zu schämen hatte. Der Vertrag mit da Mara, der am dritten Tage nach der Abreise des Agenten eintraf, mußte von einem Advokaten, in den Weinzierl Vertrauen setzte, auf etwa darin angebrachte Fallen und Fußangeln untersucht, und als er sich einwandfrei erwiesen hatte, rechtskräftig vollzogen werden.

Jede freie Stunde, die diese mannigfachen Obliegenheiten Matthias übrig ließen, verbrachten die Liebenden zusammen. Im Wohnzimmer oder hinten im Garten in der Fliederlaube saßen sie nebeneinander, hielten sich an den Händen und spielten einander die Hoffnungsfreudigen und Zukunftsicheren vor. Dabei sah das scharf beobachtende Auge Pepis ganz wohl, wie ernst und trübe Matthias manchmal vor sich hin sah, und er merkte an der Blässe ihres Gesichts, an dem ungesunden Glanze ihrer Augen und an dem leidenden Zug um ihren Mund, daß sie nur, wenn er da war, lachte und in den Stunden seines Fernseins, besonders aber in der Nacht, sehr, sehr viel weinen mußte. Jedes wußte so ziemlich, wie es um das andere stand, aber sie sprachen nicht davon.

Was sollten sie sich auch sagen? Konnte Pepi es dem Geliebten ins Gesicht sagen, daß sie von seiner Herzensgüte eine sehr hohe, aber von seiner Festigkeit raffinierten Lockungen gegenüber eine um so geringere Meinung hatte?

Oder konnte Matthias es ihr gestehen, daß er sich selbst ungefähr ebenso beurteilte, wie sein Mädchen es that, daß er sich jetzt schon, da die Anwesenheit Pepis noch entgegenwirkte, von der anderen mehr und mehr angezogen fühlte?

Diese Thatsache, die ihm von Tag zu Tag klarer wurde, beunruhigte ihn so sehr, daß er sich oft versucht fühlte, im letzten Augenblick noch alle Vereinbarungen über den Haufen zu werfen, im Lande und bei seinem Handwerk zu bleiben und, wenn die Wartezeit, die der Eigensinn Meister Weinzierls forderte, erfüllt war, redlich sein Mädel zu heiraten. Aber er scheute sich vor dem entscheidenden Schritte.

Die Nachricht, daß wieder einmal in Graz eine verborgene Größe entdeckt worden war, hatte bereits ihren Weg in das Publikum gefunden. Wenn Matthias über die Straße ging, bemerkte er, wie ihn die Leute neugierig ansahen. Sogar in der Zeitung hatte schon eine kurze Notiz über die Angelegenheit gestanden, in der ziemlich deutlich gesagt wurde, um wen es sich handle. Wie hätte Matthias sein plötzliches Abspringen begründen sollen? Was konnte er den Menschen, was vor allem seinem Vormunde sagen, der von dem Glücke Moosdörfers so freudig aufgeregt war, als handle es sich nicht um ein Mündel, sondern um das eigene Fleisch und Blut des wackeren Alten? Die Wahrheit, daß er in der Fremde ein treuloser, schlechter Mann zu werden fürchte, gewiß nicht.

So kam Matthias zu einer Menge guter Vorsätze, die er faßte, aber zu keinem Entschluß. Darüber rannen die Tage hin, und schließlich war die Stunde da, in der Pepi Weinzierl in ihrem Stübchen auf dem Bette lag und sich die Seele aus dem Leib weinen wollte, während in einem Abteil erster Klasse des nordwärts brausenden Eilzugs

Matthias der süß und liebenswürdig lächelnden Frau Kitty Bothe gegenübersaß und sich im stillen über sich selbst entsetzte, daß er nicht nach dem dritten Läuten noch aus dem Zuge gesprungen und mit Meister Weinzierl in das kleine Haus in der Vorstadt am Ruckerlberge zurückgegangen war.

„Was geht Ihnen im Kopf herum, Herr Moosdörfer?“ fragte da die wohllautende, einschmeichelnde Stimme der schönen Frau. „Wird Ihnen der Abschied von Graz so schwer? Freuen Sie sich gar nicht auf — auf Berlin?“

Jetzt wäre der richtige Augenblick gewesen, dem gefährlichen Spiele ein für allemal ein Ende zu machen und der Versucherin die Wahrheit zu eröffnen. Matthias wollte es auch ganz gewiß thun. Als er aber den Mund öffnete dazu, lächelte Frau Kitty gerade so bestrickend, daß es den jungen Menschen zu seinem eigenen namenlosen Kummer und wider seinen Willen zu sagen zwang: „O g'wiß! — Ich freu' mich schon! — Riesig freuen thu' ich mich!“

Frau Kitty lächelte noch süßer als zuvor. Aber jetzt war ein stolzer, siegesfreudiger Ausdruck in ihrem Lächeln.

Sechstes Kapitel.

Das wenig behagliche Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst fiel bald von Matthias ab. Zu gewaltsam drang von allen Seiten das Neue auf die empfänglichen Sinne des jungen Menschen ein, der da aus seinem eng umfriedeten, ein wenig dumpfen bisherigen Dasein wie auf den Fittichen der Windsbraut hinausgetragen wurde in die große, weite, brausende Welt.

Schon daß er in einem Wagen erster Klasse saß! Die bequemen, mit dunkelrotem Plüsch gepolsterten Sitze, die breiten, hohen Aussichtsfenster, der Spiegel an der

Wand, alles kam Moosdörfer, der in seinem Leben noch nie anders als dritter Klasse gefahren war, so unerhört prunkhaft, so über alle Maßen fürstlich vor, und daß er selbst mitten darin saß in dem dahinbrausenden Prachtwagen, wie ein närrischer Traum. Und wie rasend schnell der Zug fuhr! In einem Schnellzuge hatte Matthias auch in seinem Leben noch nicht gesessen, und die blitzartige Geschwindigkeit, mit der Bäume, Bahnwärterhäuschen, vor den gesperrten Geleisübergängen haltende Bauernwagen vor dem breiten Aussichtsfenster vorüberhuschten, hatte für ihn etwas Märchenhaftes und beinahe Beängstigendes. Seine geographischen Kenntnisse gerieten bei diesem Dahinrasen förmlich durcheinander. War der Fluß, an dem der Zug nun dahintobte, noch die Mur oder schon die Mürz? Wie hießen die Berge, die rechts und links die Häupter immer höher und gewaltiger emporreckten? Wenn die Frau Kommerzienrat ihn danach gefragt hätte, hätte er sich gehörig schämen müssen, in seiner eigenen Heimat so wenig Bescheid zu wissen.

Zum Glück fragte Frau Bothe nicht danach. Sie redete überhaupt nicht viel, sondern lehnte behaglich in ihrer Ecke und las in einem gelben Roman, von dem sie nur bisweilen ihre unheimlich schönen grünen Nixenaugen erhob, um Matthias einen freundlichen Blick zuzuwerfen oder ihrer Gesellschafterin, die sichtlich übler Laune neben dem angehenden Opernsänger der Herrin gegenüber saß, einen spöttischen.

Matthias begann erst wieder Bescheid zu wissen, als die eiserne Schienenstraße sich mehr und mehr bergan hob, die Maschine von vorne her immer lauter und angestrengter keuchte und die Fahrt, trotzdem das eherne Pferd mit solcher Anstrengung zog, sich merklich verlangsamte. Jetzt ging es wohl auf den Semmering hinauf. Da fuhr der Zug auch schon in einen Tunnel ein, ein paar weitere,

kurze und lange, folgten, auf den Strecken, die der Zug von einem Tunnel zum anderen im hellen Sonnenschein fuhr, sah Moosdörfer in abgrundtiefe Thalschluchten hinab.

Der Zug fuhr langsamer und langsamer, dann hielt er, und hastig an ihm entlang eilend, schrieen die Schaffner: „Semmering!“

Frau Bothe hatte ihr Buch hingeworfen und war an das Fenster getreten.

„Da drüben liegt das Hotel!“ sagte sie und wies mit der schlanken weißen Hand nach einem stolzen, weitläufigen Gebäude, das aus dem unendlichen Grün des Berghanges herüberleuchtete wie ein Märchenschloß.

Matthias folgte mit dem Blicke dem Fingerzeig und bedachte dabei, wie wunderlich und seltsam es sei, daß sie, die hier Landfremde, ihm in seiner engeren Heimat, zu der der Semmering doch gehörte, da er auf steirischem Boden lag, den Führer machen konnte, statt daß er ihr Auskunft gegeben hätte. Dabei wurde er eines neuen Unterschiedes zwischen den Leuten, zu denen er bis heute gehört hatte, und jenen anderen inne, mit denen er von nun an leben sollte. Sie waren auf der ganzen weiten Welt wie zu Hause, diese anderen; die kleinen Leute aber, zu denen auch Meister Weinzierl noch gehörte trotz seiner Wohlhabenheit, fühlten sich in der Fremde, sobald sie ein paar Meilen von dem Dorfe oder von der Stadt, in der sie lebten, entfernt waren.

Als der Zug nun weiterfuhr, nahm die Frau Kommerzienrat ihren Roman fürs erste nicht wieder zur Hand. Der Anblick des Hotels in den Bergen hatte ihr Erinnerungen erweckt, und sie begann zu plaudern.

„Hier war ich vor drei Jahren zu Weihnachten,“ erzählte sie. „Mit meinem verstorbenen Mann.“

„Sie ist also richtig Witwe!“ dachte Moosdörfer. „Die Pepi hat recht g'habt.“ Und irgend etwas in ihm

zog aus der Thatsache, daß Pepi in diesem einen Punkte recht behalten hatte, den Schluß, daß nun auch alles andere so kommen müsse, wie das Mädchen vorausgesagt hatte. Matthias wußte nicht recht, ob er sich darauf freute oder sich davor fürchtete. Es war wohl beides zugleich in ihm.

„Ich heiratete ihn mit neunzehn Jahren," erzählte Frau Bothe inzwischen weiter. „Er war über die Fünfzig hinaus, aber meine Eltern wollten es so haben. Mein Vater ist Fabrikbesitzer in Sachsen, und der Kommerzienrat war sein stiller Teilhaber und sein Bankier. Auf der Hochzeitsreise noch wurde mein Mann krank. Wenn er sich damals Ruhe gegönnt hätte, lebte er vielleicht heute noch. Das that er aber nicht. Wir brachen wohl die Reise ab und gingen zurück nach Berlin, aber statt sich ordentlich zu kurieren, stürzte sich mein Mann sofort wieder in die Arbeit. Es war gerade damals sehr viel los an der Börse, und da wollte er das Geschäft nicht der Führung des Prokuristen überlassen. Eine Weile ging das ja. Aber als der Winter kam, verschlimmerte sich das Leiden auf einmal. Er mußte nach dem Süden. Auf dieser Reise saßen wir acht Tage lang im Semmeringhotel, weil in Obersteiermark Schneeverwehungen drohten, und der Kranke der Gefahr nicht ausgesetzt werden durfte, in irgend einem ungenügend eingerichteten Landgasthofe oder gar im Zuge selbst ein paar Tage warten zu müssen, bis die Strecke wieder frei wurde. Zwei Monate später ist er in Abbazia gestorben."

Da die schöne Frau nachdenklich schwieg, meinte Matthias, daß er nun seinerseits etwas sagen müsse. Er wußte nur nicht recht, was in solchem Falle zu sagen schicklich war.

„Der arme Herr!" meinte er endlich zögernd. „So jung verheiratet!"

Aber Frau Bothe zuckte die Achseln. „Er hatte sein

Leben hinter sich, und es reichlich genossen," sagte sie in einem Tone, als hadere sie mit dem Toten. „Aber ich ... ich war zu bedauern. Freilich, Geld hat er mir hinterlassen, Geld die schwere Menge."

Sie brach wieder ab und sah den jungen Mann mit einem Blicke an, daß dem heiß und schwül wurde.

„Und ... und gnädige Frau haben nicht ... nicht wieder geheiratet?" fragte er.

Die Dame lächelte, wie es Matthias schien, ein wenig spöttisch. „Wie Sie sehen, noch nicht," antwortete sie. „Ich habe an der einen Geldheirat genug gehabt. Lange nach der Hochzeit habe ich nämlich erfahren, daß mein Vater guten Grund hatte, mich dem alten Manne, der so reich und sein Associé war, zu geben. Mich jetzt des Geldes wegen, das nun ich hatte, heiraten zu lassen, habe ich keine Lust gehabt. Und einen, von dem ich überzeugt gewesen wäre, daß er es aus einem anderen Grunde thun will, habe ich noch nicht gefunden. Im Winter lebe ich in Berlin, im Sommer in irgend einem Modebad. Da sind die warmen Herzen selten, und die klugen, rechnenden Köpfe sehr, sehr häufig."

Sie machte eine kleine Pause und sah ihre Gesellschafterin scharf an. Fräulein Wendt hielt den Blick mit der arglosesten Miene von der Welt aus, als wisse sie gar nicht, was er bedeuten solle.

Dann fuhr Frau Bothe fort: „Ich suche übrigens auch gar nicht nach einem Herzen. Es ist zu schön so. Wenn ich noch einmal heiraten sollte, so müßte schon etwas ganz Besonderes kommen, etwas Außergewöhnliches."

Sie unterbrach sich wieder. Aber jetzt sah sie nicht das ältliche Fräulein an, sondern Matthias und lächelte dazu so süß und liebenswürdig wie nur je.

„Jetzt müssen Sie sich aber revanchieren, Herr Moosdörfer," sagte sie scherzenden Tones. „Ich habe da meine

ganze Lebensgeschichte vor Ihnen ausgekramt, meine Vergangenheit und meine Zukunftspläne. Jetzt ist die Reihe zu beichten an Ihnen. Wie ist es um Ihr feuriges Jünglingsherz bestellt? Wie heißt sie? Wer ist sie? Wo wohnt sie?"

Diese drei so rasch nacheinander auf ihn eindringenden Fragen beantwortete Matthias nur mit einem Kopfschütteln. Er errötete dabei, denn er war sich sofort klar darüber, daß er mit diesem Kopfschütteln seine Pepi verleugnete. Aber er hätte gerade jetzt, da die schöne Frau erst in so leichtem, beinahe leichtfertigem Tone von ihren eigenen Herzensangelegenheiten gesprochen hatte und nun wie im Scherz nach den seinigen fragte, um keinen Preis der Welt erzählen können, wie nahe er der hübschen Tochter seines Vormunds stand.

Frau Bothe sah sich die verneinende Gebärde mit ungläubiger Miene an. „Jetzt belügen Sie mich, Herr Moosdörfer!" sagte sie. „Das ist nicht schön von Ihnen. Sie sind doch in keinem Mönchskloster aufgewachsen, sondern in einer großen Stadt. Es giebt sehr viele und sehr hübsche Mädchen in Graz. Ich will die drei Fragen selber beantworten: sie wohnt in Ihrer nächsten Nähe, das heißt, Sie haben bisher ganz in ihrer nächsten Nähe gewohnt, sie ist ein dunkelhaariges, bildhübsches Bürgerskind und heißt Pepi Weinzierl."

Sie hatte diese Worte in dem raschen, strengen Ton eines Untersuchungsrichters, der den Angeklagten im Verhör überrumpeln will, Matthias gleichsam ins Gesicht geschleudert. Jetzt hielt sie inne und sah dem jungen Manne fest in die Augen.

Unter dem Zwange dieses Blickes schüttelte Matthias wieder den Kopf und stammelte, ohne recht zum Bewußtsein zu kommen, daß er jetzt das arme junge Mädchen da hinten in Graz wirklich verleugnete: „Aber gnä'

Frau ... da ... da thät' ich doch nit nach Berlin fahren!"

Sowie er das hervorgestammelt hatte, brach die schöne Dame das Gespräch ab. Um ihren roten Mund zuckte ein überlegenes, triumphierendes Lächeln. Mit der Miene jemandes, der einen augenblicklichen Zweck erreicht hat, und weiteres für später aufschiebt, griff sie wieder nach ihrem gelben Roman.

Moosdörfer aber saß in der peinlichsten Stimmung da und starrte zum Fenster hinaus, um die geringschätzige, höhnische Miene, mit der die ältliche Gesellschafterin ihn musterte, nicht sehen zu müssen. Es war ihm hundeelend zu Mut, als hätte er soeben ein unsühnbares Verbrechen begangen. Die Sache wäre so leicht gutzumachen gewesen. Er hätte bloß der schönen Versucherin ihr Buch aus der Hand nehmen und sagen müssen: „Entschuldigen Sie meine Kühnheit, gnädige Frau. Es drängt mich, die Unwahrheit, die ich Ihnen soeben gesagt habe — ich weiß selbst nicht, warum — sofort zu widerrufen: Sie haben recht mit Ihrer Vermutung, Pepi Weinzierl ist meine Braut!"

Zu einem solchen mannhaften Ruck, der mit einem Riß die unsichtbaren Schlingen, in denen Matthias sich zu fangen Gefahr lief, zerrissen hätte, fand der arme junge Mensch aber nicht den Mut in sich. Er kam nicht einmal auf den Gedanken, daß er sich in solcher Weise gegen den Bann, mit dem die seltsamen, grün schillernden Augen und das vornehme, herrische Wesen der Fremden es ihm angethan hatten, auflehnen könnte. Dazu war er schon viel zu sehr behext.

Nur sein Gewissen war noch wach und von dem Zauber frei. Das sagte ihm die unangenehmsten Dinge. Und so wurde dem künftigen Sänger die Freude an der Schönheit der Welt, die an den breiten Fenstern vorüber-

glitt, durch das Bewußtsein, daß es ein ganz erbärmlicher Kerl war, der da so stolz in diese wunderschöne, wunderweite Welt hinausfuhr, bitterlich vergällt.

Erst in Wien kam Matthias auf andere Gedanken. Zwischen ihrer Ankunft auf dem Südbahnhofe und der Weiterfahrt mit dem Abendeilzuge nach Berlin hatte die kleine Gesellschaft einige Stunden Zeit. Frau Bothe benützte sie, um ihrem Schützlinge die Schönheiten der österreichischen Kaiserstadt, in der sie ziemlich gut Bescheid wußte, zu zeigen.

In einem offenen Wagen fuhren die drei durch die Ringstraße und über den Franz Josephs-Quai um die innere Stadt herum, dann durch das Burgthor über Kohlmarkt und Graben nach dem Stephansplatz.

Das brachte die quälenden Stimmen in der Brust des jungen Mannes zum Schweigen. Mit weit geöffneten Augen sah Matthias um sich. Wie groß dieses Wien war! Und was für breite Straßen, was für prachtvolle Häuser es hatte! Das Parlament, die Museen, das Rathaus, die Votivkirche, jedes so wunderschön, wie Matthias in seinem Leben noch kein Gebäude gesehen hatte, und dabei jedes so ganz, ganz anders als das vorhergegangene und das nächstfolgende. Und diese Massen von fröhlichen, feingekleideten Menschen, die sich auf den breiten Promenadenwegen drängten, vor den Kaffeehäusern und Restaurants an den kleinen, runden, auf das Trottoir hinausgestellten Tischen saßen!

Der Fiaker fuhr indessen den Opernring hinauf und bog in das Burgthor ein. Matthias fragte, wohin es nun gehe. Bei der Antwort Frau Bothes, sie wollten jetzt durch die kaiserliche Burg nach dem Stadtinneren fahren, durchschauerte es den kaisertreuen Aelpler ein bißchen vor Ehrfurcht.

Verwundert und ein wenig betreten fragte Matthias:

„Ja — is denn das erlaubt? Er soll ja gar so viel arbeiten, der Kaiser. Ich mein', das Wagenrumpeln müßt' ihn im Nachdenken stören."

Als er darüber beruhigt worden war, daß die Fenster der Gemächer, die der hohe Herr bewohnte, nach einem der inneren Höfe hinausgingen, die dem Wagenverkehr abgesperrt waren, blickte Matthias getröstet um sich, ließ sich erklären, welche berühmten Heerführer die Reiterstandbilder des äußeren Burgplatzes vorstellten, und sah mit lebhaftem Interesse einer Abteilung der kaiserlichen Leibgarde nach, die an dem Wagen vorbeimarschierte.

Dann kamen die schmalen, engen Straßen der inneren Stadt, wo sich zwischen himmelhohen Häusern zusammengepfercht ein so reiches und hastiges Geschäftsleben abspielte, daß Matthias sich wundern mußte, wie es zuging, daß die Wagen nicht zusammenstießen, und Leute sich nicht über den Haufen rannten. Danach kam der Graben mit seinen prunkhaften Schaufenstern und endlich der altertümliche Stephansplatz.

Wiederum, aber viel mächtiger als zuvor in der Hofburg, durchschauerte die Ehrfurcht den frommen Steirer, als er nun an dem altersdunklen Turm emporblickte, der sich so schwindelnd hoch in die Luft emporreckte, als müsse einer an dem Zackenwerk und Geschnörkel, das die Flanken des Turmes überreich verzierte, schnurgerade in den Himmel hineinklettern können.

Nach einigen Fahrten kreuz und quer durch enge altertümliche Straßen hielt der Fiaker endlich vor einem palastähnlichen Hause, dessen Flur bis an die Straße heraus mit einem dicken roten Teppich belegt war. Der Thürhüter in seiner mit Gold bedeckten Livree, die sorgfältig gescheitelten, glatt rasierten Herren in Balltoilette, die dienstfertig aus dem Hause stürzten, als der Wagen stehen blieb, brachten Matthias auf die Vermutung, daß das

Palais wohl ein Hotel oder ein Restaurant sein müsse, freilich eins, dessen Vornehmheit selbst einen Mann überraschen konnte, der die ersten Gasthöfe zu Graz kannte.

Es war auch ein Gasthof, das Palais, und nach dem Stundenplan der Frau Kommerzienrat sollte hier zu Abend gegessen werden, ehe man nach Berlin weiterfuhr. Moosdörfer mußte der Göttin, die die Lenkung seiner künftigen Lebensschicksale in die Hand genommen hatte, in einen Speisesaal folgen, dessen märchenhafte Pracht ihm den Atem verlegte. An kleinen, mit unerhörtem Luxus gedeckten Tischen saßen eine Anzahl Herren, die samt und sonders aussahen wie Minister oder ganz hohe Offiziere in Zivil, und die Anzüge dieser Herren schienen ohne Ausnahme in ersten Londoner Ateliers angefertigt zu sein, so daß Matthias sich in seinem funkelnagelneuen Rocke, den er für diese Fahrt angezogen hatte, schlecht gekleidet vorkam wie ein Bettler. Daß die eleganten Leute Frau Bothe und ihn unauffällig, aber desto eindringlicher musterten und sich erstaunt zu fragen schienen, wie zwei offenbar so ungleiche Menschenkinder dazu kämen, nebeneinander über den spiegelnden Parkettboden dieses Saales hinzuschreiten, war nicht gerade dazu angethan, sein Selbstgefühl zu erhöhen. So war er förmlich glückselig, als er erst an einem der kleinen Tische auf seinem Stuhle saß und dem Saal mit seinen hundert neugierigen Augen den Rücken zuwenden konnte.

Diese Erleichterung mußte er mit anderen Sorgen abbüßen. Aß er auch manierlich genug für diese Gesellschaft? Er atmete auf, wie erlöst, als er die Dame ein ganz einfaches Abendessen bestellen hörte: Rumpsteak mit Kartoffelscheiben, Schokoladentorte und Käse. Er hatte Austern, Krebse oder ähnliche Dinge gefürchtet, die der gewöhnliche Mensch nicht stilgemäß zu essen versteht. Mit dem Braten hoffte er fertig zu werden. Daß die feinen

Leute beim Speisen die Gabel in der linken und das Messer in der rechten Hand behalten, wußte er aus einem kurzgefaßten Leitfaden „Der gute Ton in der Westentasche“, den er sich vor einigen Tagen in Graz gekauft und eifrig studiert hatte. Er hatte diese wunderliche Art auch schon probiert und gefunden, daß es ganz leidlich ging, wenn ihm das gute alte bürgerliche Verfahren, bei dem man seine Portion in kleine Stückchen zerschneidet, dann das Messer hinlegt, die Gabel in die rechte Hand nimmt und sich nun die Gottesgabe behaglich und wohlgemut zu Gemüte führt, auch bei weitem bequemer schien.

Zugleich mit dem bestellten Braten brachte der Kellner einen metallenen, mit Eisstückchen gefüllten Kübel, aus dem ein silberner Flaschenhals ragte.

Frau Kitty bemerkte das an Schrecken grenzende Erstaunen, mit dem Moosdörfer den Sektkübel betrachtete, und sagte lächelnd: „Bei Ihnen hier in Oesterreich ist das wohl der Inbegriff der Verschwendung, nicht? In Berlin wird aber ziemlich viel Champagner getrunken. Ich persönlich trinke fast gar keinen anderen Wein, und auf der Reise schon gar nicht.“

Wenn die schöne Frau die Absicht gehabt hätte, Matthias an irgend einem kleinen Einzelzuge den Unterschied zwischen ihm und ihr selbst wieder einmal so recht deutlich zu Gemüte zu führen, sie hätte auf kein besseres Mittel verfallen können. Der junge Mensch sah die Frau, die fast nichts als Champagner trank, mit so großen, wundergläubigen Augen an, als erwarte er jeden Augenblick, die Feenkrone der Elfenkönigin auf ihrem dunklen Scheitel aufleuchten zu sehen. Matthias Moosdörfer war so verblüfft, daß er, ohne es recht gewahr zu werden, in die alte Gewohnheit seiner eben abgeschlossenen Schneiderjahre zurückfiel und das Stück Fleisch, das Frau Bothe ihm vorlegte, mechanisch in mundgerechte Würfel zerschnitt,

um dann die Gabel in die rechte Hand zu nehmen und schweigend zu essen.

Als man dann auf dem Staatsbahnhofe in den durchgehenden Zug nach Berlin stieg, erlebte der junge Mann ein neues Wunder. Frau Bothe reichte ihm die Hand und wünschte ihm eine gute Nacht. Ehe Matthias noch recht wußte, was das am Anfang einer so langen gemeinsamen Fahrt zu bedeuten haben könnte, trat ein Bursche in Dienerkleidung in den Abteil, in dem die drei ihre Plätze belegt hatten, und verbeugte sich. Die Frau Kommerzienrat und die Gesellschafterin erhoben sich, um ihm zu folgen, und Moosdörfer that ein wenig zögernd desgleichen.

Die drei durchschritten den Gang, der an den Abteilen hinlief. Dann öffnete der livrierte Knabe die enge Thür, die auf den schmalen eisernen Brückensteg hinausführte, der den Wagen mit dem nächstfolgenden verband. Als er diesen nächsten Wagen betrat, konnte Matthias einen Ausruf der Ueberraschung kaum unterdrücken. Auch hier lief ein schmaler Gang an den Abteilen hin. Diese aber waren keine gewöhnlichen Coupés, sondern regelrechte kleine Schlafzimmer.

In dem einen von ihnen verschwanden die beiden Damen; Moosdörfer wurde von dem kleinen Diener in das benachbarte geführt und dort allein gelassen, nachdem er die Frage nach seinen weiteren Befehlen mit einem Kopfschütteln beantwortet hatte. In dem Augenblicke, als die Schiebethür sich geschlossen hatte, setzte sich der Zug mit einem metallisch klingenden Ruck in Bewegung und rollte dahin, erst langsam, dann schneller und schneller, wie Moosdörfer an dem immer rascheren Stampfen der Räder auf den Schienen hörte.

Er setzte sich auf die Kante seines ein wenig schmalen, aber blütenweiß überzogenen Bettes, stützte die Ellenbogen

auf die Kniee und den Kopf in die Hände und brütete dumpf vor sich hin.

Im Schlafwagen fuhr er also jetzt sogar, wie ein reisender Fürst!

Er wunderte sich eigentlich gar nicht darüber. Er hätte sich vielleicht auch nicht gewundert, wenn er in seiner Kabine eine goldene Krone, einen Purpurmantel und Scepter und Reichsapfel gefunden hätte. Er war nun einmal so etwas wie ein verwunschener Prinz, mit dem jetzt allerlei Unbegreifliches und Unheimliches vor sich ging, nachdem er so lange Zeit still und friedlich und vergnügt in seinem geringen Stande gelebt hatte. Wenn er nur mit seinem Gewissen ins reine hätte kommen können, mit der dumpfen, halb erstickten Stimme im eigenen Inneren, die ihm allerlei Warnendes und Abmahnendes zuraunte, die sich nicht zum Schweigen, aber auch nicht zu deutlicher Rede bringen ließ, in der sie klar und verständlich gesagt hätte, was sie meinte, was sie für sündhaft hielt an dieser merkwürdigen Lebenswandlung.

Nach langem Sinnen und ernstem Ueberlegen schlich er zuletzt an das Wandtischchen, auf dem Wasserflasche und Glas stand, stürzte zwei Gläser Wasser hinunter, kleidete sich aus und legte sich in das untere der beiden übereinander angebrachten Betten.

Vor dem Einschlafen betete er ein Vaterunser und flocht eine Bitte um Erleuchtung in schwierigen Angelegenheiten weltlicher Natur ein. Dann nahm er sich vor, die Dinge an sich herankommen zu lassen, aber die Augen offen zu behalten und seinerseits nichts zu thun, wovon ihm sein Gewissen, wenn auch mit noch so leiser Stimme, abriete.

In diesem Vorsatze schlief er ein und schlief traumlos und tief, wie ein übermüdetes Kind.

Siebentes Kapitel.

Als Moosdörfer erwachte, drang schon das helle Tageslicht durch die verhängte Fensterscheibe. Da ihm die Erinnerung noch nicht in das taumelnde Bewußtsein zurückgekehrt war, griff er erschrocken unter das Kopfkissen nach seiner Taschenuhr. Meister Weinzierl liebte es nicht, wenn seine Gesellen zu spät in die Werkstatt kamen.

Ja so, für ihn gab es ja keine Werkstatt mehr! Und von dem guten alten Meister hatte ihn der dahinbrausende Zug gestern und heute nacht wohl hundert Meilen weit fortgetragen.

Die Zeiger der hübschen goldgeränderten Taschenuhr, die Matthias zur Firmung geschenkt bekommen hatte, wiesen auf Sieben. Der junge Mann stand auf und schob sofort die Vorhänge am Fenster auseinander, um einen neugierigen Blick hinaus zu thun.

Die Welt hatte sich so sonderbar verändert heute nacht. Ein sanftes Hügelland, hie und da aufblitzend die Windungen eines großen Stromes, aber alles so fremdartig. Vielleicht rührte dieser fremdartige Eindruck daher, daß das Land wohl grün war von sprossendem Getreide, aber wenig Bauerndörfer zu sehen waren. Dafür leuchteten da und dort zierliche weiße Villen aus dem satten Grün der Landschaft. Außer ihnen sah man so viele plumpe rote Ziegelbauten mit hoch aufragenden, dicken Rauch verqualmenden Schloten. Eins — zwei — drei — vier solcher häßlichen Dinger, offenbar Fabriken, lagen zwischen den Hügeln, die der Blick Moosdörfers umfaßte, zerstreut. Der Rauch aus ihren Schloten hing wie ein Schleier über der Welt.

Matthias zog sein Notizbuch aus der Rocktasche. Er hatte sich die wichtigsten Stationen der Linie Wien—Berlin hineingeschrieben und rechnete nun heraus, daß er sich

jetzt in Sachsen, etwa eine Stunde vor Dresden, befinden müsse. Als das festgestellt war, zog er sich rasch an und trat dann auf den Gang hinaus, um sich zu erkundigen, wo er sich waschen könne.

Der kleine Diener von gestern abend war nicht zu sehen. Aber am Ende des schmalen Ganges trat eben ein Herr aus einer Thür, der ein feuchtes Handtuch und ein ledernes Futteral in der Hand trug, aus dem eine Haarbürste hervorlugte. Da der Herr sehr aufgefrischt aussah, folgerte Moosdörfer, daß er gerade aus dem Toilettenraum komme, ging ihm entgegen und schob sich an ihm vorüber nach der Thür, aus der er ihn hatte kommen sehen.

Es war richtig der Waschraum. Der junge Mann bewunderte die elegante und bequeme Einrichtung und machte dann rasch Toilette.

Als er in den Abteil zurückkehrte, in dem die Frau Kommerzienrat gestern das Handgepäck hatte unterbringen lassen, fand er die Dame bereits auf ihrem Platz, den gelben Romanband in der behandschuhten Rechten. Bei dem Eintritte Moosdörfers blickte Frau Bothe, die frisch und rosig aussah wie der junge Tag, ihrem Schützling forschend ins Gesicht und streckte ihm freundlich die linke Hand entgegen.

„Guten Morgen, Herr Hoffänger!“

„Küss' d' Hand, gnädige Frau. Wann ich fragen darf: haben S' gut g'schlafen?“

„Danke, danke, mein Lieber. Es ging an. Sie aber müssen geschlafen haben wie ein junger Gott. Sie sehen so frisch und resolut drein, als wollten Sie's mit einer ganzen Armee aufnehmen. Gestern haben Sie manchmal einen etwas verschüchterten Eindruck gemacht.“

Matthias, der sich inzwischen an seinen Platz, der schönen Frau gegenüber, gesetzt hatte, fragte nun: „Wo ist

die alte Dame geblieben, Fräulein Wendt, oder wie sie heißt?"

Mit einem lockenden Blicke antwortete Frau Kitty: „Die läßt uns jetzt allein. Das Eisenbahnfahren bekommt ihr nicht. Da bleibt sie möglichst lang im Schlafwagen. Wenn Sie mir also das Geheimnis der Veränderung erklären wollen, die seit gestern mit Ihnen vorgegangen ist, so haben Sie bis Dresden eine halbe Stunde Zeit."

Moosdörfer antwortete nicht gleich. Der Blick der schönen Frau, die sich jetzt langsam die Handschuhe von den schlanken weißen Händen streifte, während ihr die graue Seide ihres Reisekleides über dem Busen merkwürdig stark auf und nieder wogte, hatte ihn so verwirrt, daß er seine Gedanken ordnen, seine guten Vorsätze auffrischen mußte, ehe er beginnen konnte.

„Ich . . . ich hab' was gutz'machen an Ihnen, Frau Kommerzienrat," stotterte er endlich.

„An mir?" lächelte die Dame mit entzückender Schelmerei. „Sie müssen ein sehr zartes Gewissen haben, Herr Matth . . . Herr Moosdörfer. Ich habe von der Sünde, die Sie drückt, nichts bemerkt."

„Weil man's halt oft nit merkt, wenn man ang'logen wird, gnädige Frau."

In dem Gesicht der Dame ging eine merkwürdige Veränderung vor. Das süße, schelmische Lächeln verschwand in einem Nu. Jeder Zug des schönen Gesichts atmete nun Kühle und stolze Abwehr.

„Ah, Sie wollen vielleicht auf meine Frage nach Ihren Liebesgeschichten zurückkommen? Bitte, das war natürlich nur Scherz. Es wäre ja indiskret gewesen, wenn ich im Ernste . . ."

So leicht ließ sich Matthias aber nicht um die Durchführung seiner guten Vorsätze bringen. Auf die Gefahr hin, unhöflich zu scheinen, unterbrach er seine Gönnerin

und sagte hastig: „Die Pepi Weinzierl is wirklich meine Braut. Ich hab's nur vor der Gesellschafterin nit sagen wollen, weil die Sach' noch heimlich bleiben soll."

Zwischen den feinen Brauen Frau Kittys saß eine drohende Falte, als sie herb erwiderte: „Dann hätten Sie auch mir nichts sagen dürfen. Uebrigens ist solch eine heimliche Verlobung zwischen zwei so jungen Leuten, von der die Eltern obendrein nichts wissen, gar keine ernstliche Brautschaft, sondern ganz einfach eine Liebelei."

„Die Eltern wissen's aber," widersprach Matthias. „Regelrecht ang'halten hab' ich, und der Meister hat ja g'sagt. Nur ein Jahr warten müssen wir noch, hat er g'sagt, weil wir gar so jung sind, und bekannt machen will er's erst vier Wochen vor der Hochzeit lassen."

Frau Bothe blickte so angelegentlich aus dem Fenster, als hätte der Flug Tauben, der mit im Sonnenschein weiß blinkendem Gefieder unter dem blaugrauen Himmel dahinsegelte, weiß Gott welches Interesse für sie. Ihr Gesicht war in Gleichgültigkeit förmlich versteinert, das Wogen der grauen Seide unter ihrem Halse hatte aufgehört. Nur ihre schlanken weißen Finger spielten ein wenig ungeduldig mit den Blättern des Buches, das in ihrem Schoße lag.

„Da hat sich Herr Weinzierl nur als ein kluger, gewissenhaft denkender Mann erwiesen," sagte sie ruhig. „Solche öffentliche Verlautbarung bindet viel fester als eine Abrede, die in der Familie bleibt. Und ein so junger Mann wie Sie soll sich nicht binden. Am wenigsten, wenn er ein Künstler werden will."

Bei ihrer Miene und ihrem Ton war es Matthias nicht ganz geheuer. Mit einem schüchternen Versuche, zu scherzen, fragte er: „Wird denn mein Tenor schlechter dadurch, daß ich verlobt bin?"

„Sie sind nicht verlobt!" widersprach Frau Bothe bei-

nahe heftig. „Verlobt werden Sie vielleicht übers Jahr sein, wenn Sie von dem Vater des Mädchens die Erlaubnis erhalten, die Sache bekannt zu machen. Vorläufig tragen Sie sich einfach mit Heiratsgedanken. Und wenn Sie meinem Rat folgen wollen, so schlagen Sie sich die schleunigst aus dem Kopf, wenigstens einstweilen."

„Ja, warum denn?" fragte Moosdörfer bedrückt. „Singen lernen kann ich doch . . ."

„Es kommt nicht auf das Singenlernen allein an," schnitt ihm Frau Bothe das Wort fast brüsk ab. „Die schönste Stimme und die glänzendste Ausbildung macht noch immer keinen Künstler. Auffassung gehört dazu. Die Seele muß gerade so entwickelt, geschult werden, sozusagen, wie der Kehlkopf, um ihrer künstlerischen Aufgabe gewachsen zu sein. Das besorgt freilich nicht der Herr Professor, sondern das Leben. Der Künstler muß etwas erlebt haben, wenn er uns etwas zu sagen haben soll. Ein Mensch aber, der auf seinen Weg in die Welt hinein gleich so niet- und nagelfeste Heiratspläne mitnimmt, der wird durch den Gedanken an die eine, die zu Hause sitzt und auf ihn wartet, blind und taub. Er hört und sieht, erfährt und erlebt nichts. Wenn Sie von der Geschichte nicht loskommen, so werden Ihre Stimmbänder zwar die Stimmbänder eines großen Künstlers werden, Ihr Kopf und Ihr Herz aber werden Kopf und Herz des ehrsamen Grazer Herrenschneiders, des Verlobten der kleinen Pepi bleiben."

„Ja, was soll ich denn nachher thun?" fragte Matthias beinahe trotzig. „Wenn ich ein ehrlicher Kerl bin meiner Braut gegenüber" — er betonte das Wort „Braut" —, „dann kann ich nix werden, sagen Sie, gnä' Frau. Und den schlechten Kerl spielen — das thu' ich nit! Da is's ja dann gleich am besten, ich fahr' nit erst bis nach Berlin, sondern steig gleich in Dresden aus und fahr'

mit'm nächsten Zug zurück nach Graz und bleib', was ich war und heut' noch bin."

Frau Bothe erschrak. Da hatte sie durch ihre Heftigkeit den Starrsinn des steirischen Dickkopfs gegen sich aufgereizt. Das war ein dummer Streich, den sie sofort wieder gutmachen mußte. Schmeichelnd, beinahe zärtlich sagte sie in dem Tone einer selbstlosen, wohlmeinenden Freundin: „Aber Herr Moosdörfer! So dürfen Sie das nicht aufnehmen, was ich Ihnen gesagt habe. Wie werde ich Sie denn dazu verleiten wollen, an Ihrem Mädchen treulos zu handeln. Da müßt' ich doch keine Frau sein. Sie wissen ja, ein Weib nimmt immer die Partei des anderen. Wenn Sie erreicht haben, was zu erreichen Ihre Anlagen Sie befähigen, und wozu ich Ihnen behilflich sein will, dann fahren Sie natürlich nach Graz und holen sich Ihre Pepi. Nur jetzt nicht immer daran denken sollen Sie. So hab' ich's gemeint. Denn ein angehender Künstler soll nichts im Kopf haben als sein Studium und die Beobachtung des Lebens, das nachzubilden sein künftiger Beruf ist. Machen Sie so eine Art Schublade in Ihrem Gemüt, da packen Sie Ihre Sehnsucht nach der Pepi und Ihre Zukunftspläne und alle die hübschen Siebensachen hinein, sperren die Lade ab und legen den Schlüssel zur Seite, um ihn erst übers Jahr wieder hervorzuholen. Wenn Sie das nicht können, dann thäten Sie freilich am besten, gleich wieder zurückzufahren. Bedenken Sie aber nur, was die Leute sagen würden, die Leute, von denen Sie gestern weggefahren sind, wenn Sie morgen schon wieder zurückkämen. Vor allen anderen Ihr Vormund selber, der so sehr an der Sache hängt."

Dieses letzte Argument wirkte sichtlich. Matthias kraute sich mit verlegener Miene hinter dem rechten Ohr. „Das is halt gar so viel schwer, das mit dem Schubladel,"

meinte er bedrückt. „Sie wird m'r do' schreiben, die Pepi, und i muß ihr antworten."

„Dann antworten Sie in Gottes Namen," erwiderte Frau Bothe. „Wenn aber der Brief geschlossen ist, so nehmen Sie sich zusammen, nicht weiter an das zu denken, was Sie darin geschrieben haben, bis zum nächstenmal. — Und dann noch etwas: reden Sie zu keinem Menschen von Ihrer Grazer Verlobung."

„Ja, warum denn nicht?" fragte Moosdörfer verwundert.

„Weil Sie sich dadurch schaden würden. Ein Künstler, besonders einer, der sich seine Stellung, seinen Ruhm erst erobern soll, ist auf die Gunst der Frauen angewiesen. Das Publikum, das sind die Frauen. An einem verlobten Schauspieler oder Opernsänger nehmen wir Frauen aber blutwenig Interesse. Das ist nun einmal so. Deswegen ist Verlobung und Heirat für die Leute vom Theater ein Luxus, den sich nur die gestatten dürfen, die schon oben sind auf der steilen Höhe. Manche, die längst verheiratet sind, verheimlichen deshalb ihre Ehe und werden allgemein noch für ledig gehalten, wenn sie schon heranwachsende Kinder haben."

Der ehrliche Steirer sah Frau Bothe ganz entsetzt an. Hatte die ihn nun zum besten oder redete sie die Wahrheit? Wenn das wahr war, dann wars ja ganz unerhört! Wenn nur die verwunderten Gesichter der Leute nicht gewesen wären und das vorwurfsvolle Meister Weinzierls, wäre Matthias doch in Dresden noch umgekehrt.

Ehe Moosdörfer sich so weit gesammelt hatte, um irgend etwas zu sagen, was das Gespräch fortspann, trat Fräulein Wendt in den Raum. Die Gesellschafterin sah blaß und elend aus. Frau Bothe überschüttete sie ihrer Seekrankheit zu Lande wegen mit einer Flut scheinbar

harmloser Neckereien, die aber in ihrem Tone etwas wie mühsam verhehlte Feindseligkeit verrieten. Unterdessen fuhr der Zug in eine mächtige Bahnhofshalle ein und hielt.

„Dresden! — Dresden!!“ schrie es draußen.

Frau Bothe zog es vor, den Kaffee im Zuge zu trinken, statt sich in das Gedränge in der Bahnhofswirtschaft zu mischen. Daher mußte auch Matthias, der sich gerne draußen umgesehen hätte, damit bescheiden, auf seinem Platze am offenen Fenster sitzen zu bleiben und, während er seine Tasse Kaffee in der einen Hand hielt und sein Brötchen in der anderen, so viel von dem Bahnhofsleben zu erhaschen, als eben unter diesen Umständen zu erhaschen war. Er ahnte nicht, daß er dabei selbst wieder scharf beobachtet wurde.

Frau Kitty war durch das Gespräch, das sie vorhin mit dem von ihr Entführten gehabt, weit tiefer erregt worden, als sie sich hatte anmerken lassen. Nicht das Geständnis Moosdörfers, daß sie richtig geraten hatte, als sie zwischen ihm und dem hübschen Kinde Meister Weinzierls wärmere Beziehungen annahm, war ihr so nahe gegangen. Was lag ihr daran! Im Gegenteil, für sie lag ein Reiz mehr darin, daß sie eine andere zu verdrängen hatte, wenn sie sich den jungen Mann erobern wollte.

Woher aber hatte er auf einmal die Energie genommen, ihr das alles so rund und nett ins Gesicht zu sagen? Er hatte sich so hübsch darein gefügt, daß sein Geschick von fremden Händen sanft, aber stetig in eine neue Bahn gedrängt wurde. Wie gehorsam hatte er gestern noch durch sein Schweigen verleugnet, was ihn seine Beherrscherin verleugnen lassen wollte! Und heute morgen auf einmal dieses trotzige, beinahe feindselige: „Den schlechten Kerl spielen — das thu' ich nit!“

Woher war dieser Geist der Auflehnung so urplötzlich, so über Nacht in den Burschen gefahren?

Frau Kitty war eine geistreiche und scharfsinnige Dame. So hatte sie bald die Antwort auf ihre Frage gefunden. Die Religiosität Moosdörfers war das ihr widerstrebende Element in ihm. Er hatte offenbar die halbe Nacht hindurch über das gegrübelt, was ihm bisher widerfahren war, dies und jenes, wovon er ahnte, daß es ihm bevorstand, an dem Maßstabe der ihm in der Schule eingeprägten Sittenlehre gemessen und einen ganzen Haufen löblicher Vorsätze gefaßt.

Das war auch etwas, was sie nur um so mehr reizte. Wie einst Doktor Faust es an seinem Gretchen entzückend gefunden hatte, daß das liebe Ding so fromm war, so hätte auch dieser weibliche Faust an seinem männlichen Gretchen die tief eingewurzelte Religiosität, die nun einmal zum innerlichen Kostüm des richtigen Aelplers gehört, wie die Wadenstrümpfe und die Lodenjoppe zum äußeren, um keinen Preis missen mögen. Andererseits waren so strenge sittliche Begriffe Moosdörfers eine schwere Gefahr für die Pläne Frau Kittys. Die vornehme Dame mußte lächeln und schauderte zugleich ein wenig zusammen, als sie überlegte, wie vieles in ihrem Leben und in ihrer Umgebung war, das es nicht vertrug, an solchen Maßstäben gemessen zu werden.

Wenn der starrsinnige Brausekopf, der in diesem scheinbar so fügsamen und unterwürfigen Burschen steckte, vorzeitig hinter etwas derartiges kam, was ihn verwirrte und enttäuschte, so war er ihr verloren, bevor sie ihn noch recht gewonnen hatte.

Als die schöne Frau diese Möglichkeit erwog, wunderte sie sich über sich selbst, wie nahe sie ihr ging, wie sie erschrak vor ihr. Sie fühlte das Blut durch ihre Pulse jagen, ihren Atem schneller und kürzer werden und hob mechanisch die Hand, um zu fühlen, wie heiß ihre Wangen geworden waren von diesem Gedanken.

So nahe ging es ihr schon? Diese Sache, die sie vor wenigen Tagen in der frivolsten Stimmung von der Welt, halb aus Neugier, halb aus Langweile angesponnen hatte, war ihr so merkwürdig rasch ans Herz und ins Herz hineingewachsen?

Sie hatte also sich selbst in ihrem eigenen Netze gefangen!

Manche andere Frau wäre vor dieser Wahrnehmung mächtig erschrocken. Kitty jubelte heimlich auf bei ihr. Neben dem Ehrgeiz, das, was sie die „große Passion“ nannte, in den Männern zu erregen, die Leidenschaft aus ihrem Gestammel herauszuhören, sie in den sehnsuchtumflorten, qualvoll blickenden Augen ihrer Opfer lodern zu sehen, hatte sie immer die heimliche Sehnsucht gefühlt, derartiges selber zu empfinden. Oft und oft hatte sie mit sich selbst gehadert dieser Herzenskälte wegen, die sie innerlich ruhig bleiben ließ, mochte der andere sich noch so verrückt gebärden. Sollte nun beides auf einmal sich erfüllen? Sollte dieser junge Bursch, der beinahe aussah wie ein hübsches Mädchen in Mannestracht, es sein, der ihr den Stein, den sie bisher in der Brust getragen und der ihr weh gethan hatte durch seine tote Schwere und Kälte, in ein lebendiges, heißes, wild schlagendes Menschenherz verwandeln konnte?

Dann — —!

Sie mußte den Blick senken, der bisher fast unverwandt auf dem hübschen Gesicht Matthias' geruht hatte. Sie fühlte, wenn er, der mit dem Eifer eines neugierigen Kindes auf den Bahnsteig hinausspähte, sich jetzt zufällig umgedreht und sie angeblickt hätte, er hätte in ihren Augen mehr sehen müssen, als sie ihm vorerst zeigen durfte.

Auch vor der Gesellschafterin mußte sie sich hüten. Die Person belauerte ja jede ihrer Mienen.

In ihren Sitz zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen,

als wolle sie schlafen, überlegte sie im stillen, was sie alles vorkehren müsse und wolle, damit der scheue Waldvogel, den sie an sich gelockt hatte und an sich gewöhnen wollte, nicht von ihm Fremdartigem verwirrt oder gar verscheucht wurde.

Das erste, was geschehen mußte, war, daß sie dem Schwarm ihrer Anbeter den Abschied gab.

Sie entschied sich, das sofort nach ihrer Rückkehr zu thun, und fühlte auch nicht das geringste Bedauern bei diesem Entschluß. Die Herrchen, die sie umgirrten, waren ihr ja längst so über alle Maßen langweilig geworden. Es machte ihr sogar Vergnügen, sich die verschiedenen Mienen vorzustellen, mit denen die einzelnen ihren Laufpaß entgegennehmen würden. Der Herr Assessor, der in seinen Mußestunden und unter einem Decknamen für eine der allermodernsten Zeitschriften Gedichte und Novelletten schrieb, gab ihr gewiß mit einer seiner geistreich-cynischen Redewendungen zu verstehen, daß er im Grunde froh sei, sie los zu werden. Zur Hälfte war das sogar wahr, zur anderen Hälfte deckte es den ehrenvollen Rückzug des Feldherrn, der die Festung ohne Erfolg berannt hatte. Der junge Bankier setzte ganz sicher die Miene eines gewiegten Geschäftsmannes auf, der in dem Augenblick, da ihm eine Kombination fehlschlägt, auch schon an die neue denkt, die er an die Stelle der verunglückten setzen will, und sich durch seinen Mißerfolg keinen Herzschlag lang einschüchtern oder entmutigen läßt. Wieder andere würden mit mehr oder minderem Geschick den in seinen heiligsten Gefühlen Verletzten oder gar den tödlich Getroffenen markieren.

Die humoristische Miene der schönen Frau verfinsterte sich mit einemmal. Ihre Gedanken hatten sich nun dem Manne zugewandt, den sie bisher geflissentlich vermieden hatten. Der Lange, Blonde, Freiherr v. Mahlow!

Frau Bothe zog nun sogar die Unterlippe zwischen die Zähne und biß ziemlich kräftig darauf. Das war eine ernstere Sache, das mit dem Mahlow. Der Freiherr war ein leidenschaftlicher, aufbrausender Mensch, zur Gewaltthätigkeit geneigt, wenn ihm jemand nahe trat. So ein Dutzend Duelle mochte er schon durchgefochten haben. Er hatte ein Recht, auf das zu rechnen, um was sich die übrigen bloß mit mehr oder minder begründeter Hoffnung auf Erfolg bemühten. Er war der einzige unter ihren Anbetern, dem Kitty zutraute, daß er sie wirklich lieb habe, und vor allem — für ihn hing sehr, sehr viel, ja alles davon ab, daß diese Verbindung, auf die er rechnen durfte, auch wirklich zu stande kam, und das bald. Es war eine Existenzfrage für den Offizier außer Diensten, der den Abschied genommen hatte, weil seine Schulden sein Vermögen und seine Erbschaftsmöglichkeiten bereits damals überstiegen. Im Zivil aber war es ihm ergangen wie so vielen seiner Kameraden vor ihm, die das Schicksal aus der Welt, für die sie geboren und erzogen worden waren, hinausgetrieben hatte in die dem adeligen Offizier so völlig fremde und neue Welt des bürgerlichen Erwerbslebens.

Frau Bothe schüttelte das feine Köpfchen.

Was hätte aus diesem Manne nicht alles werden können, wenn es einen anständigen Krieg gegeben hätte in den letzten zehn Jahren! Wenn der den Ueberschwang der Kraft, der in ihm steckte, und den er zu diesen trägen Friedenszeiten in tollen Streichen, die ihn ruinierten, hatte austoben müssen, in Thaten hätte umsetzen können! So aber — doch das gehörte nicht hierher. Sie wollte sich doch darüber klar werden, wie sie mit diesem gefährlichen Manne fertig werden könnte, ohne daß er ihrem steirischen Sänger das Genick brach oder sonst Unglück anrichtete.

Wenn sie ihn „rangierte“?

Frau Kitty war keine gemeine Natur. Sie dachte nicht einen Augenblick daran, sich los kaufen zu wollen. Es sträubte sich nur etwas in ihr gegen den Gedanken, den Mann, den sie beinahe geliebt und gewiß geheiratet hätte, wäre ihr dieser Matthias Moosdörfer nicht in den Weg gelaufen, dadurch, daß sie mit ihm brach, dem Elend und vielleicht noch Schlimmerem auszuliefern. Dem Elende gewiß, denn in dem Augenblick, als es bekannt wurde, daß der Freiherr keine Aussicht mehr habe, die Witwe des Kommerzienrats Bothe zu heiraten, zogen die sogenannten Krawattenmacher die Schlinge um seinen Hals wütend zu. Das war dann das Elend. Und das noch Schlimmere kam dann nach, so sicher wie das B nach dem A. Denn Männer von der Art dieses Mahlow sind nicht fähig, die Armut mit Würde zu tragen. Sie verkommen in ihr.

Sie mußte ihn aus den Klauen seiner Manichäer befreien und ihm die Mittel geben, um fortzugehen, nach Australien, nach Brasilien, nach Südafrika, irgendwohin, wo ein Mann davon leben und dadurch etwas werden kann, daß er ein tollkühner Reiter, ein sicherer Schütze, ein leidenschaftlicher und geschickter Jäger und vor allem ein Wagehals ist, jederzeit bereit, Hals und Leben an irgend eine Kleinigkeit zu wagen.

Aber das würde er sich nicht gefallen lassen wollen. Der blonde Hüne steckte ja voll der verschrobensten Vorurteile. Sie mußte sehr vorsichtig die Sache führen, damit er nicht merkte, woher es kam, daß sich ihm die mürrischen Mienen der Geldleiher wieder aufhellten. Wie das eingefädelt werden mußte, war für den Augenblick nicht festzulegen. Es hing alles von der Art ab, in der Mahlow die Eröffnung, er habe seine Hoffnungen als gescheitert anzusehen, aufnehmen würde.

Mit erleichtertem Aufatmen verabschiedete Kitty diese

ernsten Gedanken vorläufig und spann die Phantasie von der Umgestaltung ihres Hauswesens weiter. Es gab da in manchem Zimmer Bilder und Statuetten, die weggethan werden mußten, sollte Matthias sich nicht wie nach Sodom oder Gomorrha verschlagen vorkommen. Die Lücken mußten mit guten Kunstwerken einer anderen Richtung ausgefüllt werden. Eines der neuen Bilder zum mindesten mußte ein religiöses sein. Daran fehlte es ganz und gar im Hause. Vielleicht eine von einem guten Maler angefertigte Kopie nach einem alten Meister oder so etwas.

So änderte und ordnete die junge Frau in ihren Gedanken herum, bis sie in dem Bilde, das sich ihrem geistigen Auge schließlich darstellte, kaum mehr sich selbst und ihr eigenes Heim erkannte. Sie sah ein junges Weib, das mit dem keuschen, innigen Ausdruck in seinen Zügen geradezu hinreißend schön war, in einem Gewande von vornehmer, von aller Gefallsucht freier Einfachheit durch Räume schreiten, die zwar sehr heimlich und behaglich, aber doch in einem ein wenig ernsten Geschmack eingerichtet waren. Diese Vorstellung machte ihr so viel Vergnügen, daß sie beinahe laut herausgejubelt hätte.

Das war doch ein Maskenfest, wie sie noch nie ein schöneres erlebt hatte. Sonst hatte sie doch bloß sich selbst in das fremdartig schöne Kostüm, das ihr gerade zusagte, gesteckt. Diesmal aber kostümierte sie zugleich alles, was um sie herum war.

Kitty wurde erst wieder ernsthafter, als sie erwog, daß die geplante Umgestaltung ihres Hauswesens auch einen gründlichen Wechsel der Dienerschaft bedingte. Wenn die alten Leute blieben, hätten sie zu der verblüffenden Aenderung des ganzen Lebens und Treibens ihre Glossen gemacht, die Matthias zu Ohren kommen konnten. Wenn sie sich in der Bemessung der Abfertigungsgelder freigebig

zeigte, hatte sie von den Leuten viel weniger zu fürchten, wenn sie sie entließ, als wenn sie sie behalten hätte.

Aber die Bekannten? Was würden die zu dem allem sagen?

Pah, mochten sie die Augenbrauen hochziehen, die Köpfe schütteln und klatschen!

Sie hob die gesenkten Lider und lächelte Matthias, der zufällig gerade zu ihr herübersah, so hinreißend an, daß der junge Mensch glühend rot wurde im Gesicht und die Augen verwirrt zur Seite abirren ließ.

Achtes Kapitel.

„Berlin!"

Matthias Moosdörfer sprang in lebhafter Aufregung die Wagentreppe herab und blickte, auf dem Bahnsteig stehend, mit begeisterten Augen in die flutende und sich schiebende Menschenmasse.

„Ah!"

Das großartige Treiben überwältigte ihn förmlich. Und in welcher Ordnung, in welcher verhältnismäßigen Stille dieser Riesenverkehr vor sich ging! Da gab es keine Stockung, denn jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte. Es gab kein unnötiges Geräusch, denn jeder wußte, daß ihm das Getöse das Trommelfell sprengen müßte, wenn jeder der Hunderte und Tausende, die die weite Halle erfüllten, hätte lärmen wollen, und verhielt sich daher möglichst ruhig.

Moosdörfer fuhr aus seiner dumpfen Verwunderung, mit der all das Fremdartige ihn erfüllte, erst empor, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Erschreckt sah er sich um und blickte in das bartumwallte, freudestrahlende Antlitz des Professors Riedel-Steinfels.

„Sind Sie also richtig da!" rief der Musiker gut ge-

launt. „Ich bildete mir schon ein, die Sache würde sich noch irgendwie zerschlagen, und Sie kämen nicht. So versessen bin ich darauf, Sie in die Hand zu bekommen und was Tüchtiges aus Ihnen zu machen.“

„Grüß Gott, Herr Professor!“ antwortete Moosdörfer mechanisch. Seine Augen hafteten dabei auf den beiden Herren, die vor der Frau Kommerzienrat standen. Den einen, den verschrumpften Mann mit den pechschwarzen Haaren, kannte er schon. Das war da Mara. Aber wer konnte der andere sein, der langbeinige, hochgewachsene Mensch mit dem scharfgeschnittenen Herrengesicht, dessen Haut so gebräunt war, daß sie dunkler war als der blonde, kühn emporgesträubte Schnurrbart?

Dieser fremde Mensch war Matthias auf den ersten Blick widerwärtig. In der Art, wie er sich eben jetzt über Frau Bothes Hand neigte und sie küßte, lag etwas, was Moosdörfer erblassen und zusammenzucken ließ, als habe ihn eine Nadel gestochen.

Riedel-Steinfels, der seinen Schützling scharf beobachtete, nickte lächelnd, als er dieses Erblassen über das frische Jungmannsgesicht hinfliegen sah.

„Da hat man's!“ murmelte er in den Bart. „Ist freilich kaum anders möglich. Armer Junge!“

In diesem Augenblick wandte der Lange den Kopf herüber und sah Moosdörfer an. Die kalten blauen Augen glitzerten aber förmlich von Feindseligkeit. Moosdörfer hielt den Blick trotzig aus. Jetzt war er wieder feuerrot im Gesicht. Er sah aus, als wolle er im nächsten Augenblick mit geballten Fäusten seinen Feind anspringen, so daß der Professor schon die Hand erhob, um den unbesonnenen jungen Menschen zurückzuhalten.

Da trat Frau Kitty zwischen die beiden Rivalen und stellte sie einander vor: „Herr Moosdörfer — Herr Baron v. Mahlow!“

Matthias machte, wie von der Wucht des Wortes Baron niedergedrückt, eine tiefe Verbeugung, für die er sich in der Sekunde noch, in der er sie machte, hätte ohrfeigen mögen. Mahlow nickte hochmütig, wie etwa ein Offizier seinem Burschen zunickt, und wandte Moosdörfer gleich wieder den breiten Rücken zu, indem er Frau Bothe den Arm reichte.

„Darf ich bitten, Gnädigste! Werde mir die Freiheit nehmen, Gnädigste an den Wagen zu bringen."

Die junge Frau legte die Hand leicht in den Arm ihres Kavaliers, wandte aber im Vorwärtsschreiten den Kopf und warf Matthias einen Blick zu, über dessen innige Lebhaftigkeit Riedel-Steinfels, der das Augenspiel beobachtet hatte, erstaunt die Brauen hochzog.

„Kommen Sie!" sagte er unwirsch, indem er Matthias am Arme faßte und ihn vorwärts zog.

Da Mara, der seinen künftigen „star" nur ganz flüchtig begrüßt hatte, tänzelte vorne an der rechten Seite Frau Bothes einher; hinter Moosdörfer und dem Professor folgte Fräulein Wendt, die den Träger mit dem Handgepäck nicht aus den Augen ließ. Die Kerle gingen sonst mit den Sachen allzu brutal um.

Der Musiker redete auf seinen Schüler eifrig ein, während er mit ihm dem Ausgange des Bahnsteigs zuschritt. Matthias hörte aber blutwenig von dem gut gemeinten Geplauder. Er verschlang die beiden Gestalten vor ihm, die hohe, kräftig-schlanke des Rittmeisters und Frau Kittys kleine, zierliche, mit den Augen. Keine Bewegung der beiden entging seinem scharfen Späherblick. Dabei sausten und summten die Gedanken in ihm wie ein aufgestörter Bienenschwarm. Und die spitzen und giftigen Stacheln dieser Bienen stachen den armen Burschen gar grausam ins Herz.

Sie schienen sehr vertraut miteinander zu sein, der

vornehme, hochmütige Mann und die schöne Frau. Es gab da wohl bald eine Hochzeit.

„Nanu, Menschenskind!“ raunte der Professor erschrocken, indem er kräftig zugriff, um den strauchelnden jungen Mann vor dem Hinfallen zu bewahren. „Was haben Sie denn?“

Matthias fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, als hinge ihm da etwas, das er wegwischen müsse. „Ich . . . ich weiß nit. Es hat sich halt alles auf einmal herum'dreht mit mir. — Jetzt'n is's aber schon wieder gut. Vielleicht das lange Eisenbahnfahren. Ich bin das nit so gewöhnt.“

Riedel-Steinfels lugte aus dem Augenwinkel in das Gesicht des jungen Mannes, in das jetzt langsam die Farbe zurückkehrte, nachdem es zuvor auf einmal kreidig blaß geworden war. Dann schüttelte er das mächtige Haupt, murrte irgend etwas für Matthias Unverständliches in den langen Bart und sagte schließlich: „Gut, daß die vorne nichts gemerkt haben.“

Vor dem Bahnhofsportal hielt ein eleganter viersitziger Wagen, dessen Lenker beim Anblick der Frau Kommerzienrat den kokardengeschmückten hohen Seidenhut würdevoll lüftete.

Kitty ließ den Arm ihres Ritters los und wandte sich mit rascher Bewegung zu Matthias und dem Professor um.

Zuerst reichte sie dem alten Herrn die Hand und sagte ihm einige Worte von gewinnendster Liebenswürdigkeit, die der wunderliche Kauz mit bärbeißiger Miene anhörte und fast beleidigend kühl beantwortete. Frau Bothe schien aber das wenig freundliche Wesen des Musikers gar nicht zu bemerken. Sie hatte sich bereits zu Matthias gewandt und ihm mit vieler Innigkeit beide Hände hingestreckt.

„Willkommen in Berlin, lieber Herr Moosdörfer. Und recht viel Glück!“

Matthias verneigte sich stumm.

„Zwei — drei Tage überlasse ich Sie Ihrem Herrn und Meister,“ fuhr Kitty fort. „Sie müssen sich ja erst ein bißchen einleben. Und ich werde allerlei zu thun finden. Wenn man so lange vom Hause weg ist ... Sowie ich aber halbwegs in Ordnung bin, bekommen Sie eine Karte von mir. Da müssen Sie kommen und mir recht eingehend erzählen, wie es Ihnen hier bei uns gefällt, ja?“

Die Stimme, die diese Worte sprach, klang so einschmeichelnd, so unverhohlen zärtlich, daß da Mara und Riedel-Steinfels sich verblüfft ansahen und dann seitwärts nach dem Rittmeister schielten. Der stand hoch aufgerichtet da, zog den linken Zipfel seines langen Schnurrbarts durch die Finger und sah sich die kleine Scene mit der Miene eines Mannes an, der die Streiche eines ungezogenen Kindes eine Weile ruhig beobachtet, um dann auf einmal mit einem gebieterischen Machtwort dazwischen zu fahren und dem Ding ein Ende zu machen.

„Gestatten Gnädigste —“

Kitty schnitt ihm das Wort ab, indem sie, scheinbar nicht bemerkend, daß der Freiherr etwas sagen wollte, da Mara die Hand reichte. Dann erst wandte sie sich zu Mahlow und sagte ziemlich frostig: „Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, uns auf dem Bahnhof entgegenzukommen.“

„Da ich das Glück hatte, von Herrn da Mara zu hören, wann Gnädigste ankommen, war das doch selbstverständlich. So gute alte Freunde, wie wir ...“

Durch die ritterlich geschmeidige Rede klang es wie mühsam verhaltener Groll, wie eine heimliche Drohung. Etwas Drohendes lag auch in dem Ausdruck des schönen Gesichtes des Freiherrn, als er diese Worte sagte. Frau Bothe aber kümmerte sich weder um den Groll, noch um die Drohung. Sie verneigte sich leicht noch einmal gegen

die Herren und sprang dann in den Wagen, bevor Mahlow Gelegenheit hatte, ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Die Koffer waren bereits auf dem Kutschbock untergebracht. Die Gesellschafterin stieg auf einen Wink ihrer Herrin rasch ein. Der Kutscher senkte die Spitze der Peitschenschnur, daß sie den glänzenden Rücken des Handpferdes leise berührte, und der Wagen rollte davon.

Das war so rasch gegangen, daß die vier Herren nichts weiter thun konnten, als die grüßende Kopfneigung der Damen durch hastiges Lüften ihrer Hüte zu erwidern. Dann war der Wagen fort, und die vier Männer sahen sich mit sehr verschiedenen Mienen an. Da Mara blickte schlau wie ein ältlicher schwarzer Teufel und spitzte den Mund, als ob er einen Pfiff ausstoßen wolle, Riedel-Steinfels sah erstaunt um sich, Moosdörfer starrte dem davonrollenden Gefährt wie hypnotisiert nach, und der Freiherr fixierte Moosdörfer mit einem Blicke, der dem jungen Menschen nicht viel Gutes verhieß.

Er war der erste, der sich regte. In beinahe schroffem Tone warf er ein kurzes: „Mahlzeit, meine Herren!“ hin, drehte sich auf dem Absatz um und ging mit raschen Schritten auf die nächste Droschke zu, die er bestieg und mit ihr davonfuhr.

Sowie der Wagen sich in Bewegung setzte, steigerte sich der wissende Ausdruck im Gesichte des Impresarios zu einem ironischen, schadenfrohen Lächeln.

„Der scheint zu merken, daß es ihm eklig in die Petersilie gehagelt hat,“ wandte sich da Mara zu dem Professor.

Der überzeugte sich durch einen Seitenblick in Moosdörfers Gesicht, daß der junge Steirer die Berliner Redensart nicht verstanden hatte, und antwortete dann mit einem Achselzucken: „Sollte er wirklich kindisch genug sein, dergleichen ernst zu nehmen? In vierzehn Tagen ist alles wieder in Ordnung — für ihn nämlich.“

Herr da Mara fühlte mit den Fingerspitzen nach seinen verdächtig schwarzen Stirnlocken, hüstelte hinter der vorgehaltenen Hand, ließ einen musternden Blick an dem geradezu göttlich geschnittenen hellgrauen Frühlingsanzug hinabgleiten, in dem sein klappriges Figürchen stak, und sagte endlich: „In vierzehn Tagen! Indessen können Gerüchte entstehen, die ihm den Rest geben. Er sitzt gräßlich drin. Und vor allem seine Eitelkeit!"

Statt der Antwort machte der Musiker ein Gesicht, das deutlich genug ausdrückte, daß Herr Riedel-Steinfels von allen diesen Geschichten, die er höchlich mißbilligte, nichts hören wollte.

Da Mara aber, dem die Neugierde und das Behagen am Skandalösen nur so aus den funkelnden Augen spritzte, ließ nicht locker. Er trat ganz nahe an den Professor heran, reckte sich auf die Fußspitzen empor und hauchte ihm zu: „Ich lege fünf gegen eins: da giebt es heute noch Krach!"

„Meinetwegen!" knurrte der Musiker jetzt mit losplatzender Grobheit. „Mögen sie sich das Genick brechen und alle die anderen Müßiggänger dazu, die auf Gottes Erde nichts zu thun und keine anderen Interessen haben, als in solchen Geschichten herumzuplätschern."

Da Mara grinste spöttisch über die Entrüstung des alten Herrn. „Wäre eine faule Kiste, wenn der fromme Wunsch in Erfüllung ginge," meinte er sarkastisch. „Wer würde uns dann die Konzertbillets abkaufen und die Logen in der Oper füllen, he?"

„Wer?" antwortete der Professor mit einem Feuer, dem man es sofort anmerkte, daß sich der alte Herr jetzt auf sein Lieblingssteckenpferd schwang. „Wer? — Die Leute, die Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne, für die Kunst haben: das Volk. Was meinen Sie, Herr da Mara, wär' es ein Schaden, wenn das ganze Theater

Frau Bothe zog nun sogar die Unterlippe zwischen die Zähne und biß ziemlich kräftig darauf. Das war eine ernstere Sache, das mit dem Mahlow. Der Freiherr war ein leidenschaftlicher, aufbrausender Mensch, zur Gewaltthätigkeit geneigt, wenn ihm jemand nahe trat. So ein Dutzend Duelle mochte er schon durchgefochten haben. Er hatte ein Recht, auf das zu rechnen, um was sich die übrigen bloß mit mehr oder minder begründeter Hoffnung auf Erfolg bemühten. Er war der einzige unter ihren Anbetern, dem Kitty zutraute, daß er sie wirklich lieb habe, und vor allem — für ihn hing sehr, sehr viel, ja alles davon ab, daß diese Verbindung, auf die er rechnen durfte, auch wirklich zu stande kam, und das bald. Es war eine Existenzfrage für den Offizier außer Diensten, der den Abschied genommen hatte, weil seine Schulden sein Vermögen und seine Erbschaftsmöglichkeiten bereits damals überstiegen. Im Zivil aber war es ihm ergangen wie so vielen seiner Kameraden vor ihm, die das Schicksal aus der Welt, für die sie geboren und erzogen worden waren, hinausgetrieben hatte in die dem adeligen Offizier so völlig fremde und neue Welt des bürgerlichen Erwerbslebens.

Frau Bothe schüttelte das feine Köpfchen.

Was hätte aus diesem Manne nicht alles werden können, wenn es einen anständigen Krieg gegeben hätte in den letzten zehn Jahren! Wenn der den Ueberschwang der Kraft, der in ihm steckte, und den er zu diesen trägen Friedenszeiten in tollen Streichen, die ihn ruinierten, hatte austoben müssen, in Thaten hätte umsetzen können! So aber — doch das gehörte nicht hierher. Sie wollte sich doch darüber klar werden, wie sie mit diesem gefährlichen Manne fertig werden könnte, ohne daß er ihrem steirischen Sänger das Genick brach oder sonst Unglück anrichtete.

Wenn sie ihn „rangierte"?

Frau Kitty war keine gemeine Natur. Sie dachte nicht einen Augenblick daran, sich los kaufen zu wollen. Es sträubte sich nur etwas in ihr gegen den Gedanken, den Mann, den sie beinahe geliebt und gewiß geheiratet hätte, wäre ihr dieser Matthias Moosdörfer nicht in den Weg gelaufen, dadurch, daß sie mit ihm brach, dem Elend und vielleicht noch Schlimmerem auszuliefern. Dem Elende gewiß, denn in dem Augenblick, als es bekannt wurde, daß der Freiherr keine Aussicht mehr habe, die Witwe des Kommerzienrats Bothe zu heiraten, zogen die sogenannten Krawattenmacher die Schlinge um seinen Hals wütend zu. Das war dann das Elend. Und das noch Schlimmere kam dann nach, so sicher wie das B nach dem A. Denn Männer von der Art dieses Mahlow sind nicht fähig, die Armut mit Würde zu tragen. Sie verkommen in ihr.

Sie mußte ihn aus den Klauen seiner Manichäer befreien und ihm die Mittel geben, um fortzugehen, nach Australien, nach Brasilien, nach Südafrika, irgendwohin, wo ein Mann davon leben und dadurch etwas werden kann, daß er ein tollkühner Reiter, ein sicherer Schütze, ein leidenschaftlicher und geschickter Jäger und vor allem ein Wagehals ist, jederzeit bereit, Hals und Leben an irgend eine Kleinigkeit zu wagen.

Aber das würde er sich nicht gefallen lassen wollen. Der blonde Hüne steckte ja voll der verschrobensten Vorurteile. Sie mußte sehr vorsichtig die Sache führen, damit er nicht merkte, woher es kam, daß sich ihm die mürrischen Mienen der Geldleiher wieder aufhellten. Wie das eingefädelt werden mußte, war für den Augenblick nicht festzulegen. Es hing alles von der Art ab, in der Mahlow die Eröffnung, er habe seine Hoffnungen als gescheitert anzusehen, aufnehmen würde.

Mit erleichtertem Aufatmen verabschiedete Kitty diese

ernsten Gedanken vorläufig und spann die Phantasie von der Umgestaltung ihres Hauswesens weiter. Es gab da in manchem Zimmer Bilder und Statuetten, die weggethan werden mußten, sollte Matthias sich nicht wie nach Sodom oder Gomorrha verschlagen vorkommen. Die Lücken mußten mit guten Kunstwerken einer anderen Richtung ausgefüllt werden. Eines der neuen Bilder zum mindesten mußte ein religiöses sein. Daran fehlte es ganz und gar im Hause. Vielleicht eine von einem guten Maler angefertigte Kopie nach einem alten Meister oder so etwas.

So änderte und ordnete die junge Frau in ihren Gedanken herum, bis sie in dem Bilde, das sich ihrem geistigen Auge schließlich darstellte, kaum mehr sich selbst und ihr eigenes Heim erkannte. Sie sah ein junges Weib, das mit dem keuschen, innigen Ausdruck in seinen Zügen geradezu hinreißend schön war, in einem Gewande von vornehmer, von aller Gefallsucht freier Einfachheit durch Räume schreiten, die zwar sehr heimlich und behaglich, aber doch in einem ein wenig ernsten Geschmack eingerichtet waren. Diese Vorstellung machte ihr so viel Vergnügen, daß sie beinahe laut herausgejubelt hätte.

Das war doch ein Maskenfest, wie sie noch nie ein schöneres erlebt hatte. Sonst hatte sie doch bloß sich selbst in das fremdartig schöne Kostüm, das ihr gerade zusagte, gesteckt. Diesmal aber kostümierte sie zugleich alles, was um sie herum war.

Kitty wurde erst wieder ernsthafter, als sie erwog, daß die geplante Umgestaltung ihres Hauswesens auch einen gründlichen Wechsel der Dienerschaft bedingte. Wenn die alten Leute blieben, hätten sie zu der verblüffenden Aenderung des ganzen Lebens und Treibens ihre Glossen gemacht, die Matthias zu Ohren kommen konnten. Wenn sie sich in der Bemessung der Abfertigungsgelder freigebig

zeigte, hatte sie von den Leuten viel weniger zu fürchten, wenn sie sie entließ, als wenn sie sie behalten hätte.

Aber die Bekannten? Was würden die zu dem allem sagen?

Pah, mochten sie die Augenbrauen hochziehen, die Köpfe schütteln und klatschen!

Sie hob die gesenkten Lider und lächelte Matthias, der zufällig gerade zu ihr herübersah, so hinreißend an, daß der junge Mensch glühend rot wurde im Gesicht und die Augen verwirrt zur Seite abirren ließ.

Achtes Kapitel.

„Berlin!“

Matthias Moosdörfer sprang in lebhafter Aufregung die Wagentreppe herab und blickte, auf dem Bahnsteig stehend, mit begeisterten Augen in die flutende und sich schiebende Menschenmasse.

„Ah!“

Das großartige Treiben überwältigte ihn förmlich. Und in welcher Ordnung, in welcher verhältnismäßigen Stille dieser Riesenverkehr vor sich ging! Da gab es keine Stockung, denn jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte. Es gab kein unnötiges Geräusch, denn jeder wußte, daß ihm das Getöse das Trommelfell sprengen müßte, wenn jeder der Hunderte und Tausende, die die weite Halle erfüllten, hätte lärmen wollen, und verhielt sich daher möglichst ruhig.

Moosdörfer fuhr aus seiner dumpfen Verwunderung, mit der all das Fremdartige ihn erfüllte, erst empor, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Erschreckt sah er sich um und blickte in das bartumwallte, freudestrahlende Antlitz des Professors Riedel-Steinfels.

„Sind Sie also richtig da!“ rief der Musiker gut ge-

launt. „Ich bildete mir schon ein, die Sache würde sich noch irgendwie zerschlagen, und Sie kämen nicht. So versessen bin ich darauf, Sie in die Hand zu bekommen und was Tüchtiges aus Ihnen zu machen."

„Grüß Gott, Herr Professor!" antwortete Moosdörfer mechanisch. Seine Augen hafteten dabei auf den beiden Herren, die vor der Frau Kommerzienrat standen. Den einen, den verschrumpften Mann mit den pechschwarzen Haaren, kannte er schon. Das war da Mara. Aber wer konnte der andere sein, der langbeinige, hochgewachsene Mensch mit dem scharfgeschnittenen Herrengesicht, dessen Haut so gebräunt war, daß sie dunkler war als der blonde, kühn emporgesträubte Schnurrbart?

Dieser fremde Mensch war Matthias auf den ersten Blick widerwärtig. In der Art, wie er sich eben jetzt über Frau Bothes Hand neigte und sie küßte, lag etwas, was Moosdörfer erblassen und zusammenzucken ließ, als habe ihn eine Nadel gestochen.

Riedel-Steinfels, der seinen Schützling scharf beobachtete, nickte lächelnd, als er dieses Erblassen über das frische Jungmannsgesicht hinfliegen sah.

„Da hat man's!" murmelte er in den Bart. „Ist freilich kaum anders möglich. Armer Junge!"

In diesem Augenblick wandte der Lange den Kopf herüber und sah Moosdörfer an. Die kalten blauen Augen glitzerten aber förmlich von Feindseligkeit. Moosdörfer hielt den Blick trotzig aus. Jetzt war er wieder feuerrot im Gesicht. Er sah aus, als wolle er im nächsten Augenblick mit geballten Fäusten seinen Feind anspringen, so daß der Professor schon die Hand erhob, um den unbesonnenen jungen Menschen zurückzuhalten.

Da trat Frau Kitty zwischen die beiden Rivalen und stellte sie einander vor: „Herr Moosdörfer — Herr Baron v. Mahlow!"

Matthias machte, wie von der Wucht des Wortes Baron niedergedrückt, eine tiefe Verbeugung, für die er sich in der Sekunde noch, in der er sie machte, hätte ohrfeigen mögen. Mahlow nickte hochmütig, wie etwa ein Offizier seinem Burschen zunickt, und wandte Moosdörfer gleich wieder den breiten Rücken zu, indem er Frau Bothe den Arm reichte.

„Darf ich bitten, Gnädigste! Werde mir die Freiheit nehmen, Gnädigste an den Wagen zu bringen.“

Die junge Frau legte die Hand leicht in den Arm ihres Kavaliers, wandte aber im Vorwärtsschreiten den Kopf und warf Matthias einen Blick zu, über dessen innige Lebhaftigkeit Riedel-Steinfels, der das Augenspiel beobachtet hatte, erstaunt die Brauen hochzog.

„Kommen Sie!“ sagte er unwirsch, indem er Matthias am Arme faßte und ihn vorwärts zog.

Da Mara, der seinen künftigen „star“ nur ganz flüchtig begrüßt hatte, tänzelte vorne an der rechten Seite Frau Bothes einher; hinter Moosdörfer und dem Professor folgte Fräulein Wendt, die den Träger mit dem Handgepäck nicht aus den Augen ließ. Die Kerle gingen sonst mit den Sachen allzu brutal um.

Der Musiker redete auf seinen Schüler eifrig ein, während er mit ihm dem Ausgange des Bahnsteigs zuschritt. Matthias hörte aber blutwenig von dem gut gemeinten Geplauder. Er verschlang die beiden Gestalten vor ihm, die hohe, kräftig-schlanke des Rittmeisters und Frau Kittys kleine, zierliche, mit den Augen. Keine Bewegung der beiden entging seinem scharfen Späherblick. Dabei sausten und summten die Gedanken in ihm wie ein aufgestörter Bienenschwarm. Und die spitzen und giftigen Stacheln dieser Bienen stachen den armen Burschen gar grausam ins Herz.

Sie schienen sehr vertraut miteinander zu sein, der

vornehme, hochmütige Mann und die schöne Frau. Es gab da wohl bald eine Hochzeit.

„Nanu, Menschenskind!“ raunte der Professor erschrocken, indem er kräftig zugriff, um den strauchelnden jungen Mann vor dem Hinfallen zu bewahren. „Was haben Sie denn?“

Matthias fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, als hinge ihm da etwas, das er wegwischen müsse. „Ich ... ich weiß nit. Es hat sich halt alles auf einmal herum'dreht mit mir. — Jetzt'n is's aber schon wieder gut. Vielleicht das lange Eisenbahnfahren. Ich bin das nit so gewöhnt.“

Riebel-Steinfels lugte aus dem Augenwinkel in das Gesicht des jungen Mannes, in das jetzt langsam die Farbe zurückkehrte, nachdem es zuvor auf einmal kreidig blaß geworden war. Dann schüttelte er das mächtige Haupt, murrte irgend etwas für Matthias Unverständliches in den langen Bart und sagte schließlich: „Gut, daß die vorne nichts gemerkt haben.“

Vor dem Bahnhofsportal hielt ein eleganter viersitziger Wagen, dessen Lenker beim Anblick der Frau Kommerzienrat den kokardengeschmückten hohen Seidenhut würdevoll lüftete.

Kitty ließ den Arm ihres Ritters los und wandte sich mit rascher Bewegung zu Matthias und dem Professor um.

Zuerst reichte sie dem alten Herrn die Hand und sagte ihm einige Worte von gewinnendster Liebenswürdigkeit, die der wunderliche Kauz mit bärbeißiger Miene anhörte und fast beleidigend kühl beantwortete. Frau Bothe schien aber das wenig freundliche Wesen des Musikers gar nicht zu bemerken. Sie hatte sich bereits zu Matthias gewandt und ihm mit vieler Innigkeit beide Hände hingestreckt.

„Willkommen in Berlin, lieber Herr Moosdörfer. Und recht viel Glück!“

Matthias verneigte sich stumm.

„Zwei — drei Tage überlasse ich Sie Ihrem Herrn und Meister,“ fuhr Kitty fort. „Sie müssen sich ja erst ein bißchen einleben. Und ich werde allerlei zu thun finden. Wenn man so lange vom Hause weg ist ... Sowie ich aber halbwegs in Ordnung bin, bekommen Sie eine Karte von mir. Da müssen Sie kommen und mir recht eingehend erzählen, wie es Ihnen hier bei uns gefällt, ja?“

Die Stimme, die diese Worte sprach, klang so einschmeichelnd, so unverhohlen zärtlich, daß da Mara und Riedel-Steinfels sich verblüfft ansahen und dann seitwärts nach dem Rittmeister schielten. Der stand hoch aufgerichtet da, zog den linken Zipfel seines langen Schnurrbarts durch die Finger und sah sich die kleine Scene mit der Miene eines Mannes an, der die Streiche eines ungezogenen Kindes eine Weile ruhig beobachtet, um dann auf einmal mit einem gebieterischen Machtwort dazwischen zu fahren und dem Ding ein Ende zu machen.

„Gestatten Gnädigste —“

Kitty schnitt ihm das Wort ab, indem sie, scheinbar nicht bemerkend, daß der Freiherr etwas sagen wollte, da Mara die Hand reichte. Dann erst wandte sie sich zu Mahlow und sagte ziemlich frostig: „Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, uns auf dem Bahnhof entgegenzukommen.“

„Da ich das Glück hatte, von Herrn da Mara zu hören, wann Gnädigste ankommen, war das doch selbstverständlich. So gute alte Freunde, wie wir ...“

Durch die ritterlich geschmeidige Rede klang es wie mühsam verhaltener Groll, wie eine heimliche Drohung. Etwas Drohendes lag auch in dem Ausdruck des schönen Gesichtes des Freiherrn, als er diese Worte sagte. Frau Bothe aber kümmerte sich weder um den Groll, noch um die Drohung. Sie verneigte sich leicht noch einmal gegen

die Herren und sprang dann in den Wagen, bevor Mahlow Gelegenheit hatte, ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Die Koffer waren bereits auf dem Kutschbock untergebracht. Die Gesellschafterin stieg auf einen Wink ihrer Herrin rasch ein. Der Kutscher senkte die Spitze der Peitschenschnur, daß sie den glänzenden Rücken des Handpferdes leise berührte, und der Wagen rollte davon.

Das war so rasch gegangen, daß die vier Herren nichts weiter thun konnten, als die grüßende Kopfneigung der Damen durch hastiges Lüften ihrer Hüte zu erwidern. Dann war der Wagen fort, und die vier Männer sahen sich mit sehr verschiedenen Mienen an. Da Mara blickte schlau wie ein ältlicher schwarzer Teufel und spitzte den Mund, als ob er einen Pfiff ausstoßen wolle, Riedel-Steinfels sah erstaunt um sich, Moosdörfer starrte dem davonrollenden Gefährt wie hypnotisiert nach, und der Freiherr fixierte Moosdörfer mit einem Blicke, der dem jungen Menschen nicht viel Gutes verhieß.

Er war der erste, der sich regte. In beinahe schroffem Tone warf er ein kurzes: „Mahlzeit, meine Herren!“ hin, drehte sich auf dem Absatz um und ging mit raschen Schritten auf die nächste Droschke zu, die er bestieg und mit ihr davonfuhr.

Sowie der Wagen sich in Bewegung setzte, steigerte sich der wissende Ausdruck im Gesichte des Impresarios zu einem ironischen, schadenfrohen Lächeln.

„Der scheint zu merken, daß es ihm eklig in die Petersilie gehagelt hat,“ wandte sich da Mara zu dem Professor.

Der überzeugte sich durch einen Seitenblick in Moosdörfers Gesicht, daß der junge Steirer die Berliner Redensart nicht verstanden hatte, und antwortete dann mit einem Achselzucken: „Sollte er wirklich kindisch genug sein, dergleichen ernst zu nehmen? In vierzehn Tagen ist alles wieder in Ordnung — für ihn nämlich.“

Herr da Mara fühlte mit den Fingerspitzen nach seinen verdächtig schwarzen Stirnlocken, hüstelte hinter der vorgehaltenen Hand, ließ einen musternden Blick an dem geradezu göttlich geschnittenen hellgrauen Frühlingsanzug hinabgleiten, in dem sein klappriges Figürchen stak, und sagte endlich: „In vierzehn Tagen! Indessen können Gerüchte entstehen, die ihm den Rest geben. Er sitzt gräßlich drin. Und vor allem seine Eitelkeit!"

Statt der Antwort machte der Musiker ein Gesicht, das deutlich genug ausdrückte, daß Herr Riedel-Steinfels von allen diesen Geschichten, die er höchlich mißbilligte, nichts hören wollte.

Da Mara aber, dem die Neugierde und das Behagen am Skandalösen nur so aus den funkelnden Augen spritzte, ließ nicht locker. Er trat ganz nahe an den Professor heran, reckte sich auf die Fußspitzen empor und hauchte ihm zu: „Ich lege fünf gegen eins: da giebt es heute noch Krach!"

„Meinetwegen!" knurrte der Musiker jetzt mit losplatzender Grobheit. „Mögen sie sich das Genick brechen und alle die anderen Müßiggänger dazu, die auf Gottes Erde nichts zu thun und keine anderen Interessen haben, als in solchen Geschichten herumzuplätschern."

Da Mara grinste spöttisch über die Entrüstung des alten Herrn. „Wäre eine faule Kiste, wenn der fromme Wunsch in Erfüllung ginge," meinte er sarkastisch. „Wer würde uns dann die Konzertbillets abkaufen und die Logen in der Oper füllen, he?"

„Wer?" antwortete der Professor mit einem Feuer, dem man es sofort anmerkte, daß sich der alte Herr jetzt auf sein Lieblingssteckenpferd schwang. „Wer? — Die Leute, die Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne, für die Kunst haben: das Volk. Was meinen Sie, Herr da Mara, wär' es ein Schaden, wenn das ganze Theater

so ganz Aug' und Ohr wäre wie die obersten Ränge? Hol der Teufel die Lebemännchen und Lebeweibchen, die uns eine Menge Geld hinwerfen, dafür aber von der Kunst nichts weiter wollen als Nervenkitzel."

„Vom Standpunkt des Konzertdirigenten sehr richtig," antwortete da Mara trocken. „Der Impresario aber, der Manager, der muß schon zu den Leuten halten, die die Logensitze bezahlen."

Aergerlich wandte sich der Professor zu Moosdörfer, der während des Gesprächs ziemlich teilnahmslos dagestanden hatte. Zur Hälfte war er verwirrt und betäubt von dem brausenden Getriebe der großen Stadt, zur anderen Hälfte von den wechselnden Gefühlen in Anspruch genommen, die an seinem Herzen zerrten.

„Kommen Sie, mein Junge," sagte Riebel-Steinfels zu dem zerstreut Umsichblickenden. „Ihr Handgepäck seh' ich da in der Droschke. Den Schein über das übrige haben Sie doch, ja? Das wird uns die Paketfahrt zuschicken. Und jetzt wollen wir nach Hause fahren."

Die beiden empfahlen sich von da Mara und kletterten in den Wagen, nachdem der Professor dem Kutscher die Adresse zugerufen hatte. Das Konservatorium für Musik, das der alte Herr leitete, lag in der Alvenslebenstraße, einer jener Seitenstraßen der Potsdamerstraße, die mit dem angrenzenden Schöneberg die billigeren Mietspreise gemeinsam haben und ihren Bewohnern doch gestatten, das vornehme „Berlin W." in ihrer Adresse zu führen.

Während der Fahrt nannte der Professor seinem neuen Zögling die hauptsächlichsten Straßen, durch die sie kamen, und ihre bemerkenswerteren Gebäude. Er wies dabei mit dem ganzen Heimatstolze des Berliners auf das rasche Wachstum hin, das die Stadt in den letzten dreißig Jahren entwickelt hatte.

„Ja, ja, dieses Berlin!"

Moosdörfer folgte gehorsam mit dem Blick der schlanken, weißen, noch jugendlich schönen Hand des alten Herrn, wie sie eifrig bald zur Rechten, bald zur Linken wies. Er hörte auf die Erläuterungen und Geschichten des Professors, er nickte an den passenden Stellen oder auch einmal an unpassender zu dem, was ihm gezeigt und erzählt wurde, mit dem Kopfe, er warf hie und da einen halblauten Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung in die fließende Rede des alten Musiklehrers. Aber wenn Riebel-Steinfels seinen Vortrag unterbrochen hätte, um den Hörer ein wenig zu examinieren, Matthias hätte nicht sagen können, ob an der Stelle der verkehrsreichen Ecke, die sie vor einer Minute passiert hatten, ehedem ein Spargelfeld, eine Wiesenschenke oder eine Holzlagerstätte gewesen sei, so spurlos ging all das Gesehene und Gehörte an seiner aufgeregten Seele vorüber. Seine Gedanken flogen immer wieder den beiden Menschen nach, über deren innere Beziehung zu einander er sich den Kopf zerbrach. Das Herz bebte ihm im Leibe dabei, in seinem Halse fühlte er's wie heraufsteigende Thränen. Das Bild Pepis aber und die Vorsätze, die er heute nacht gefaßt hatte, sie waren vom Sturm der Leidenschaft spurlos hinweggeweht, wie das Spiegelbild der Sonne, das der ruhige See so heiß und hell in seiner Tiefe zu bergen scheint, ohne Spur verschwindet, wenn der Wind die Wasser zum Wellengange emporpeitscht.

Als der Wagen endlich vor einem großen Hause hielt, stieg Matthias mechanisch, wie ein Schlafwandler, aus und ging ebenso mechanisch hinter seinem Meister die Treppen hinauf. Wenn man ihn gefragt hätte, hätte er nicht einmal zu sagen gewußt, ob es das erste oder das vierte Stockwerk war, in dem Riebel-Steinfels auf einen weißen Klingelknopf drückte, über dem ein großes Schild prangte mit der Aufschrift: „Konservatorium für Musik.“

Die Wohnungsthür öffnete sich, Matthias fühlte sich in ein halbdunkles Vorzimmer geschoben und gleich darauf in ein großes, helles Zimmer gezogen, in dem sich einige Damen befanden.

„So, Kinder, da bringe ich euch das neue Wunder!“ schlug des Professors behagliche Stimme an das Ohr des jungen Steirers. „Herr Matthias Moosdörfer — meine Frau, meine Töchter. Die Blonde heißt Bettina, die Schwarze Luise.“

Matthias verbeugte sich, ohne die drei Damen auch nur recht anzusehen. Wäre er freien Geistes gewesen, so hätte ihm die behäbige Matrone mit dem schön geschnittenen, gutmütigen Gesicht, die ihren Gast so freundlich willkommen hieß, gewiß ganz vortrefflich gefallen, und die jungen Damen hätte er bewundern müssen. Die jüngere, deren zierliches Köpfchen die dunklen Haarflechten krönten, sah so hinreißend hübsch aus, als sie jetzt den jungen Ausländer neugierig anguckte aus ihren schwarzen Augen und dabei ein ganz klein wenig errötete. Ihre ältere Schwester Bettina war geradezu eine Schönheit, die freilich mit ihren kurzen Locken und dem kühnen und klugen Ausdruck des regelmäßig geschnittenen, ein wenig blassen Gesichts mehr Männliches als Jungfräuliches an sich hatte. Auch die behagliche Eleganz des Salons hätte ihm auffallen müssen, besonders der prachtvolle schwarze Flügel, der die eine Wand des Raumes fast ganz einnahm.

Aber er beobachtete nichts, ihm fiel nichts auf. Er saß auf dem Stuhle, in den ihn Riedel-Steinfels niedergedrückt hatte, ohne sich zu rühren, hielt seinen Hut mit beiden Händen auf seinem Schoße und antwortete auf die Fragen der Hausfrau so einsilbig und zerstreut, daß Luischen kaum ein belustigtes Kichern unterdrücken konnte, und die blonde Bettina den wunderlichen Gast immer forschender ansah, als wollten ihre schönen blauen Augen ihm

ins Herz dringen und in seine geheimsten Tiefen hinabblicken.

Endlich wandte sich die alte Dame mit befremdetem Kopfschütteln an ihren Gatten. „Was hat der junge Mensch?“ fragte sie leise.

Riedel-Steinfels zuckte ärgerlich die Achseln. „Später!“ raunte er mit einem Seitenblick auf die Mädchen. „Jetzt ist's am besten, ich bringe ihn auf sein Zimmer.“

Er wandte sich an Matthias und klopfte ihm auf die Schulter. „Kommen Sie jetzt, Herr Moosdörfer, ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen.“

Matthias sprang mit einer Miene auf, in der es sich fast unhöflich deutlich aussprach, wie sehr er sich danach sehnte, allein zu sein.

„Ich . . . ich . . . die lange Reise . . .“ stotterte er verlegen. Er fühlte dunkel, daß er zu viel Eile, fortzukommen, an den Tag gelegt habe und sich entschuldigen müsse. Aber die Worte purzelten ihm durcheinander, bis er seine Rede verzweifelt abbrach und sich mit einer stummen Verneigung begnügte. Dann stürzte er hinter dem vorausgehenden Hausherrn hinaus in das Vorzimmer.

Riedel-Steinfels führte seinen jungen Schützling durch den langen dämmerigen Gang bis an eine Thür, die er vor ihm aufstieß.

„So, Sie junger Dompfaff,“ sagte er, „das ist der Käfig, in dem Sie gefangen gehalten werden, bis Sie hübsch schulgemäß singen gelernt haben. Ihre Sachen hat das Dienstmädchen schon hereingebracht. Frischen Sie sich ein bißchen auf; am besten wär's, Sie legten sich auf eine Stunde hin. Sie scheinen mir ziemlich abgespannt von der Reise. Gegessen wird bei uns um fünf Uhr.“

Er schob den jungen Mann in das Zimmer, ohne Antwort abzuwarten, und zog die Thür zu. Einen

Augenblick blieb er dann noch stehen und sah das braune Getäfel kopfschüttelnd an, als wäre die Faserung des Holzes eine wunderliche Schrift, aus der er etwas wehmütig Seltsames herausläse.

„Dieses Weib!" murrte er halblaut. „Der arme Junge ist ja halb verrückt. Und in dem Zustand soll er studieren!"

Er wanderte langsam durch den Flur zurück und suchte seine Frau auf, um sie beiseite zu nehmen und ihr zu erzählen, was er beobachtet und sich zusammengereimt hatte.

Die behäbige Dame hörte aufmerksam zu. Je länger die Geschichte wurde, desto stärker wetterleuchtete die innere Empörung in ihrer beweglichen Miene.

„Aber das ist ja empörend!" brauste sie endlich auf. „Hat diese . . . Frau denn nicht genug an den Köpfen, die sie hier verdreht, muß sie sich noch von außerhalb die Opfer herbeischleppen? Weißt du, was du thun wirst, Arnold? Du setzt dich augenblicklich hin und schreibst an den Vormund!"

Der Musiker kniff das linke Auge ein und gab der aufgeregten Frau einen leichten Nasenstüber. „Das ist so eine deiner Ideen, Rike," sagte er ein bißchen ironisch. „Wenn die Vormünder sich um solche Geschichten kümmern sollten . . .! Und selbst wenn er sich da hineinmischen wollte, was könnte er thun? Dem Burschen den Kopf zurechtsetzen, schriftlich? Oder ihr von Gerichts wegen untersagen lassen, mit seinem Mündel zu kokettieren? Aber Rike!"

Die gute Frau ließ ein wenig verlegen den Kopf hängen. „Du hast recht, Arnold. Es war eine Dummheit von mir. Aber ist es nicht geradezu entsetzlich, daß man so etwas mit ansehen muß? Diese Süddeutschen sind so leidenschaftlich, am Ende richtet der arme Junge ein Unglück an."

Riedel-Steinfels schlug mit der wohlgepflegten Hand in die Luft, als wolle er ein gefahrdrohendes Etwas, das da unsichtbar heranzöge, abwehren. „Man soll nicht gleich an solche Sachen denken, Rike. Dazu sieht er mir doch zu vernünftig aus. Aber eine andere Gefahr liegt näher. Der Freiherr ... du weißt ja ... niederträchtig ist es jedenfalls von dieser Frau Kitty Bothe."

„Wenn du's nur einsiehst!" grollte seine Frau. „Du schwärmst ja sonst für sie wie ein Gymnasiast."

„Thu' ich, ja," gestand der alte Herr freimütig. „Das heißt, für ihre Anlagen. So wie sie geworden ist, kann man freilich wenig Freude an ihr haben. Aber wenn sie so mit siebzehn oder achtzehn in die Hand eines Menschen gekommen wäre, der ihr eingeleuchtet hätte, eines Mannes von bedeutender Persönlichkeit, eines Gelehrten, eines Künstlers oder so ..."

„Zum Beispiel in die deinige," schaltete Frau Rike spottend ein.

„Ach Unsinn!" brummte Riedel-Steinfels ärgerlich. „Aber um wieder zum Thema zu kommen, die Bothe hat ihr Vater auf dem Gewissen, der alte Hopfgarten. Der gemeine Schacher, den so manche Väter schöner Töchter mit diesen treiben, von dem kommt das Ganze. Da wird nicht gefragt, was für ein Mensch es ist, der auf die kostbare Ware reflektiert, ob das arme Ding auch Aussichten hat, sich später leidlich wohl zu fühlen in ihrer Haut — wenn er nur recht reich ist, der Herr Schwiegersohn, damit man die heruntergewirtschaftete Klitsche wieder in die Höhe bringt, damit man die Fabrik erweitern, das Bankgeschäft sanieren kann und so weiter. Das arme Wurm aber, das den Kaufpreis ins Haus gebracht hat, resigniert und geht in aller Stille zu Grunde, oder es resigniert nicht, und dann wehe denen, die ihr in die Nähe kommen! — Die suchenden Weiber! Eine Tragödie

steckt in dem Worte, sag' ich dir, Rike, hundert Tragödien. Die Sucherinnen, das sind die armen Seelen, in denen die Jugend und alle Glückshoffnungen durch so ein Geschäft erschlagen worden sind, mit dem Geldsack erschlagen, und die jetzt herumirren nach einem, der sie erlöse. Aber sie finden nicht, was sie suchen, sie können's nicht finden, denn sie haben ja die Organe nicht mehr, es zu erfassen. Und dann kommt die Verzweiflung über sie und die Wut, und sie vernichten den, von dem sie die Erlösung heischten und der sie nicht geben konnte. Wie viele Geschichten weiß ich, in denen ihr strengen Moralrichterinnen nichts weiter seht als eben Skandalgeschichten, und hinter denen so eine arme Sucherin steckt, so eine Waldfrau oder eine Nixe des Asphalts und des Parketts, die nach Herzblut lüstern ist, weil ihr eigenes Herz so schmerzhaft kalt und schwer und tot in ihr lastet."

„Jetzt bist du wieder einmal in deinem richtigen Fahrwasser!" schalt Frau Rike gutmütig. „Waldfrau, Nixe, weiß Gott was noch! Ein schlechtes Weib ist sie, deine Frau Kitty mit den glänzenden Anlagen, weiter nichts. Wenn sie das Unglück gehabt hat, verschachert zu werden, wie du dich ausdrückst, nun gut. Jetzt ist sie aber schon wieder ein paar Jahre lang frei. Warum richtet sie sich nicht ihr Leben ein, wie sie sich's wünscht, und giebt dann endlich Ruhe? Sie hat ja die Wahl. Männer genug laufen ihr nach, auch Gelehrte und Künstler, von denen du dir einbildest, daß sie für uns Frauen was anderes sind als die übrigen Männer. Aber sie hütet sich, zu wählen. Sie führt sie alle am Narrenseil. Keiner ist ihr zu groß und keiner zu gering. Sogar dieser arme Bauernjunge muß heran, dieses halbe Kind! Es wäre ihr zu wünschen, daß sie einmal an den Unrechten käme, an einen, der keinen Spaß versteht und nicht spielen läßt

mit sich. Da hast du meine Meinung über deine — Sucherin."

Riedel-Steinfels schüttelte ablehnend das mächtige Haupt und sagte überlegen: „Nimm mir's nicht übel . . . du bist eine vorzügliche Hausfrau, eine ausgezeichnete Mutter, aber Psychologie? — Nee! Mit solchen handfesten Anschauungen versteht man die verwickelten, komplizierten Charaktere von heute nicht, da muß man tiefer schürfen und feiner spüren. Aber lassen wir das Ganze. Helfen können wir dem armen jungen Kerl, der da hinten sitzt und wahrscheinlich heult vor Herzweh, doch nicht. Der muß die Geschichte in sich selber überwinden. Es ist das wie die Kinderkrankheiten oder bei den jungen Hunden die Staupe. Durchmachen muß sie jeder. Geht er ein daran, so ist es eben schade. Kommt er durch, so ist er gefeit."

Seine Frau sah ihn schalkhaft von der Seite an. „Ist das etwa keine handfeste Psychologie, Arnold? Komisch, daß ihr geistreichen Männer immer nur dann so tief schürfen und so fein spüren wollt, wenn es sich um eine schöne und leichte Frau und ihre Geniestreiche handelt. Der arme, arme junge Mensch! Und obendrein die Gefahr, daß ihm der wilde Mahlow den Schädel einschlägt!"

„Er soll sich hüten, der wilde Mahlow," antwortete Riedel-Steinfels. „Zum Duell fordern kann er Moosdörfer doch nicht, der ist heute doch bloß noch ein Schneider. Und sollte er einmal ohne Ritual und Zeremonien über ihn herfallen, dann könnte es sein, daß sein eigener Schädel zu Schaden kommt. Ein Steirerbua hat ein Paar derbe Fäuste, und wenn er auch ein Schneider ist. Uebrigens wird die Frau Kommerzienrat einen derartigen Skandal, der ihr doch nur peinlich sein könnte, schon zu verhindern wissen. Sie ist eine verteufelt kluge Frau und weiß die Fäden zu ziehen, an denen ihre Marionetten tanzen, ohne daß es eine Carambolage giebt."

Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich, und Bettinas blonder Tituskopf guckte herein. „Da sitzt ihr ja beisammen! — Mama, die Köchin fragt mich allerlei wegen des heutigen Mittagessens, und ich habe keine Ahnung —“

„Gleich, gleich!“

Frau Riedel-Steinfels sprang mit einer Leichtigkeit auf, die man ihrer behäbigen Gestalt kaum zugetraut hätte, und flog aus dem Zimmer. Der Professor blickte seiner Frau lächelnd nach und wandte sich dann mit ein wenig strenger Miene zur Tochter.

„Hör' mal, Bettina ... so gar kein Verständnis und Interesse für die Wirtschaft! Dein Mann wird sich einmal freuen.“

Das schöne Mädchen schüttelte sich mit einer kühnen Bewegung die Locken aus dem Gesicht. „Ach was! Höchst wahrscheinlich heirat' ich überhaupt nicht. Und wenn ja, dann wird es kein Spießbürger sein, bei dem der Futternapf alles gilt. Wir richten uns dann eine Studentenwohnung ein, gar kein Speisezimmer dabei, weißt du, und gehen ins Restaurant essen.“

„Wohl bekomm's!“ sagte der Vater ironisch.

„Ach was, das ist nicht so schlimm. Die vielen Junggesellen in Berlin verhungern auch nicht und sehen nicht einmal schlecht genährt aus. Man muß natürlich in ein gutes Restaurant gehen. Das kostet ja ein wenig mehr, aber das muß sich eine eingeführte Schriftstellerin, die ich bis dahin ja sein werde, schon leisten können.“

„Wie gefällt dir unser Neuer?“ fragte Riedel-Steinfels, indem er das Thema wechselte.

Bettina besah nachdenklich ihre rosigen, schön gewölbten Fingernägel. „Er thut mir leid,“ sagte sie langsam. „Er sieht so gequält aus, so hilflos, so ... wie ein trepaniertes Kaninchen, möchte ich beinahe sagen. Ich kann mir auch denken, woher sein Zustand kommt. Die Bothe

hat ihn entdeckt, die Bothe hat ihn mitgebracht, das erklärt alles."

„Was doch so eine Romandichterin alles zu erzählen weiß, sobald sie die Nasenspitze eines Menschen gesehen und drei Worte über ihn gehört hat!" rief der Professor.

Die junge Dame zuckte die Achseln. „Es kann ja sein, daß ich mich irre," sagte sie ruhig. „Offen gestanden ist es mir auch ganz egal. Er macht mir aber so den Eindruck. Und da ich für meinen Roman gerade so einen Knaben brauche, der, von seiner Leidenschaft betäubt, gleichsam an allen Gliedern gebunden den Launen eines überlegenen Weibes preisgegeben ist, so halte ich diesen Eindruck fest, suche ihn zu vertiefen und weise alles ab, was mir ihn stören könnte. Unsereins hat es mit den Modellen nicht so leicht wie die Maler, die die ihrigen um Stundenlohn mieten und ihnen die Stellungen, die sie brauchen, vorschreiben können. Wir müssen warten, bis uns das Leben die Vorbilder von selbst bietet, und dann die Gunst des Zufalls ausnützen. — Adieu, Papa! Ich muß vor dem Mittagessen noch mindestens zehn Seiten schreiben."

Sie verschwand eiligst und ließ ihren Vater mit verblüffter und ärgerlicher Miene zurück.

„Künstleregoismus!" seufzte der alte Herr. „Und ich habe ihr nahe legen wollen, sich des armen Jungen anzunehmen, zu sehen, daß sie ihn auf andere Gedanken bringt. Sie hätte es vielleicht zuwege gebracht, die Bettina. Sie hat merkwürdig viel Einfluß auf die Menschen, und er scheint leicht zu lenken. Aber damit ist es jetzt Essig. Sie braucht ihn ja gerade in diesem Zustande und wird darum ihrerseits womöglich alles thun, ihn in dem Zustande zu erhalten, in dem er ihr als Modell dient, und um keinen Preis das Gegenteil. Matthias

Moosdörfer, du mußt dir schon selber helfen, du armer Teufel!"

Er ging hinüber in den Salon, setzte sich an den Flügel und begann zu phantasieren, im leisesten Pianissimo, um die Tochter nicht zu stören, die drei Zimmer weiter an ihrer rührenden Geschichte von dem armen jungen Blut schrieb, das, von seiner Liebesraserei wehrlos gemacht, zum Spielball des schönen und bösen Weibes wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Prinzessinnen.

Novelle von A. Noël.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

1.

Im frühlingsgrünen Laubwald herrschte feierliche Stille, seine Wipfel wölbten sich als hohes Dach über den einsamen Wegen, nur schräge Sonnenstrahlen durchlassend. Noch lag der Tau auf jedem Grashalm, und hier unter den stolzen Eichen und Buchen des Herrenwaldes war es frisch und kühl. Da ertönte von der Ferne Hufschlag, und bald darauf erschienen zwischen den Stämmen des Waldes zwei junge Damen, die im Schritt zwischen den moosigen Steinen und den nickenden Waldblumen dahinritten.

Beide waren angenehm anzusehen, besonders aber blieb das Auge an der einen haften. In ihrem blauen

Reitkleide saß die junge Dame majestätisch gerade auf ihrem Braunen, nur den Kopf mit den harmonisch gebildeten schönen Zügen leicht gesenkt. Sie hatte gegen die noch frische Luft eine helle Jacke umgeknöpft, und unter dieser kam etwas zum Vorschein wie eine lange goldene Quaste. Es war ein blonder Zopf, den die Reiterin über die Schulter genommen hatte, wo ihn die Jacke verbarg.

Die zweite Reiterin war viel schlanker und kleiner. Im Gegensatz zu der rosigen Blüte und den klassischen Zügen der Blonden hatte sie ein unregelmäßiges Gesichtchen von der Blässe der Theeblüte. Auf dem dunklen Kraushaar trug sie eine leichte Wollmütze. Blickten die graublauen Augen der Goldblonden nachdenklich und träumerisch ins Grüne, so strahlten diese Augensterne, deren Farbe nicht leicht zu ergründen war, von dem inneren Licht eines regsamen, unruhigen Geistes.

„Willst du nicht ein wenig galoppieren, Bathilde?“ fragte sie.

„Es ist so feierlich stille hier, Sibylle,“ versetzte die Blonde. „Diese Stunde soll man in schweigender Beschaulichkeit genießen.“

„Auskosten müssen wir sie. Es wird uns ja nicht oft so gut, ganz allein durch den Wald streifen zu dürfen. Da mußten sich erst allerlei Wunder begeben, wie, daß die eine Hüterin Urlaub und die andere Rheumatismus bekam. Und ich nahm es dann auf mich, die Begleitung durch Norton abzulehnen.“

„Du wirst es deswegen noch mit der Gruben zu thun bekommen.“

„Aber ungeschehen kann sie das Geschehene doch nicht mehr machen! Immerhin haben eines schönen Frühlingsmorgens Ihre Hoheiten die Prinzessinnen Bathilde und Sibylle von Derenburg das Glück gehabt, selbander ihren

Morgenritt zu machen. Schade, daß man immer unholde Gedanken zur Begleitung hat. Du natürlich träumst vor dich hin. Ich fürchte nur, es wird bald ein Erwachen geben."

Die Schwester lehnte es durch eine Handbewegung ab, etwas davon zu hören. „Störe mir diese friedliche Morgenstunde nicht," bat sie.

Prinzessin Sibylle schüttelte mißbilligend den Kopf. „Die Bilder, die vor deinem inneren Auge schweben, sind allerdings viel angenehmer als das, worauf ich deinen Sinn richten will. Aber in deinen Träumen gleitest du mit geschlossenen Augen dem Abgrund zu. Sähe ich den nicht so nahe, wollt' ich überhaupt nichts reden. Aber wir leben in einer von Geheimnissen erfüllten Welt, die Luft ist voll Vorahnung kommender Ereignisse. Es geschehen Zeichen und Wunder. Wann hätte sich Ihre Hoheit die regierende Herzogin noch je herabgelassen, sich um unsere Frühlingstoiletten zu bekümmern? Man räumte uns heuer unbegrenzten Kredit bei der Hofschneiderin ein, und sogar Berlin wurde in Mitleidenschaft gezogen. Im Park wird mit Eifer gearbeitet, die schöne, träumerische Vernachlässigung, worin die steinernen Nymphen sich so wohl gefielen, wie mein Schwesterchen, beginnt einer fabelhaften Geschniegeltheit zu weichen. Sogar Onkel Ernst hat seine Bartwildnis etwas stutzen lassen."

Bathilde zuckte leicht lächelnd die Achseln: „Es ist eben Frühling."

„Das ist es!" bestätigte Sibylle ernsthaft. „Frühling soll es werden. Nur du wachst noch immer nicht auf, Thilde. Weißt du, was gestern im „Derenburger Anzeiger" stand?"

„Seit wann liest du den „Derenburger Anzeiger"?" Diesmal lachte Prinzessin Bathilde herzlich.

„Seit ich die Augen für zwei offen halten muß.

Dieses geistreiche Blatt brachte diesmal ausnahmsweise eine Originalnachricht: Erbprinz Rupert von Wessenheim ist auf dem Wege nach Derenburg."

Bathilde zuckte zusammen und richtete sich strammer im Sattel auf. „Und wenn er kommt —"

„Kann es nur eine Ursache haben. Das rauschende Weltstadttreiben der Residenz Derenburg wird ihn wohl nicht anziehen. Für nichts und wieder nichts besucht man überhaupt Herzog Georg Christian nicht. Auch unsere teure Base, die Herzogin Irmgard, bildet trotz ihrer Verwandtschaft mit dem Hause Wessenheim sicher nicht den Magnet. Der Prinz hat also Absichten."

„Auf eine von uns?"

„Auf dich natürlich."

„Ist das so sicher? Gott weiß, warum Prinz Rupert kommen mag. Man liebt mich nicht sonderlich im Stadtschloß — du weißt das so gut wie ich, Sibylle — weder Vetter Georg noch seine erlauchte Gemahlin. Irmgard würde sich grün und gelb ärgern. Kommt er wirklich, so giebt man mir vielleicht Hausarrest, damit er mich nicht zu Gesicht kriegt."

„Das glaubst du, weil du es wünschest. Nein, aus diesem Wahn muß ich dir helfen. Gewiß liebt man dich nicht drüben. Irmgard in ihrem Kummer um ihre frühverlorene Schönheit kann dich nicht genug in den Hintergrund stellen; der Neid und die Mißgunst verzehrt sie. Mich duldet sie eher, weil ich nicht schön bin. Arme Prinzessinnen sollten überhaupt bescheidener aussehen und demütiger thun als wir. Dir gönnt man das Großherzogtum sicher nicht. Aber andererseits ist es doch schön, mit dem Hause Wessenheim durch engere Bande verknüpft zu sein. Wenn man das nicht wollte, hätte man dem Besuch beizeiten abgewinkt. Du mußt also jetzt Farbe bekennen, Bathilde."

„Dann werde ich eben Farbe bekennen!“ rief diese entschlossen. „Aber ich wollte doch, du hättest dieses Thema nicht aufs Tapet gebracht. Der schöne Morgen ist mir jetzt gründlich verdorben.“

„Schade, daß du dich so verplempern mußtest! Was für eine prächtige Großherzogin von Wessenheim gäbest du einmal ab!“

Sie waren jetzt an einem Kreuzweg angelangt, wo ein schmalerer Weg in den breiten mündete. Einer der Eckstämme trug eine Tafel: „Nach Langenbusch.“

„Ach, nach Langenbusch!“ seufzte Sibylle mit possierlicher Sentimentalität. Sie ritt über die Kreuzung, den breiten Weg weiter verfolgend. Bathilde dagegen hielt mit ihrem Pferde wie festgebannt. Ferne, dumpfe Hufschläge wurden hörbar.

„Suleika!“ murmelte sie.

„O Himmel!“ rief Sibylle, „wir werden also sofort das Glück haben, Seine Erlaucht den Grafen Waldemar Willstorff auf Langenbusch auftauchen zu sehen.“ Und sie blickte wie Bathilde in die Richtung der Hufschläge.

Jetzt erschien der Reiter im vollsten Galopp, daß die Erde unter den Hufen seines Rosses stob, und in der nächsten Minute parierte der Husarenrittmeister Graf Willstorff seinen Grauschimmel vor den beiden Damen.

„Das nenn' ich Glück!“ rief er außer Atem.

„Sie haben immer Glück!“ antwortete Sibyllens Stimmchen scharf.

Bathilde reichte dem sich im Sattel Verneigenden die Hand, die er an die Lippen führte, während Sibylle sich mit einem mit der Reitpeitsche gewinkten Gruß begnügte.

Der Reiter war ein auffallend schöner Mann, hochgewachsen, mit breiten Schultern, ein Bild männlicher Kraft.

„Ich habe immer Glück, sagen Sie, Prinzessin?“

wandte er sich an Sibylle. „Und doch fühlte ich mich eben nichts weniger als glücklich auf diesem Ritt. Aber —“ er sah sich um.

„Niemand da!“ frohlockte Sibylle. „Wir sind allein. Wie ich sagte, Sie haben Glück.“

„Ein Glück, das stark bedroht ist,“ fiel der Graf lebhaft ein. „Ein gefährlicher Gegner tritt auf den Plan.“



Sibylle wandte sich an die Schwester mit einer Bewegung, die etwa bedeutete: Sagt' ich's nicht? — „Wir sind nicht ganz ahnungslos,“ erwiderte sie Willstorff. „Der Erbprinz von Wessenheim kommt ... Was wissen Sie von der Sache?“

„Kortowsky unterhielt mich gestern abend eine Stunde

lang von diesem Besuch. Eine fürstliche Heirat in Sicht, das ist etwas für solche Höflingsseelen. Er hat alles aus bester Quelle, vom Hofmarschall. Erbprinz Rupert sucht eine Frau. Man sandte ihm bereits das Bild Ihrer Hoheit, von dem er notgedrungen entzückt sein mußte, und er ist es auch. Um wie viel mehr wird ihn das Urbild entzücken! Hiesigen Orts scheint man sich bereits sehr engagiert zu haben. — Eure Hoheit sind vom Herzog aus so gut wie versprochen."

Er blickte auf die schöne Prinzessin, die regungslos auf ihrem Pferde saß.

„Ich habe mich noch nicht versprochen," sagte sie.

„Wie ist denn der Erbprinz?" fragte Sibylle. „Was hört man von ihm?"

„Zwingen Sie mich nicht, sein Lob zu singen, Prinzessin!" versetzte der Graf. „Er soll ein sehr liebenswürdiger und begabter junger Mann sein. Und er ist ein Erbprinz!"

„Vielleicht beneiden Sie ihn gar? Sie sind ein Erbgraf, und das Willstorffsche Majorat wiegt manches Thrönchen auf. Wenn man alles in die Wagschale legt, hat das Schicksal Sie vermutlich besser bedacht als diesen Kronprinzen."

„Mir fällt es gewiß nicht ein, jemand zu beneiden, wenn Prinzessin Bathilde fest bleibt."

„Zweifeln Sie an mir, Waldemar?"

„Ich zweifle nicht an Ihnen, Prinzessin!" rief der junge Offizier feurig und dankbar. „Aber ich weiß, wie Ihre edle und im Grund weiche Natur jedem Kampf widerstrebt. Und die Kämpfe, die uns bevorstehen, sind schwer. Jetzt, wo sich Ihnen die Aussicht auf einen glänzenden Thron eröffnet, wird der Herzog um so weniger geneigt sein, Sie eine Mesalliance eingehen zu lassen."

„Sprechen Sie das dumme Wort doch nicht aus,

Willstorff, ich hasse es!“ rief die Prinzessin. „Wenn der Ausdruck schon gelten soll, dann doch nur, wo jemand aus seinem Stande hinausheiratet. Ich kann zwischen uns beiden keinen Rangunterschied finden. Wir gehören doch derselben Kaste an, Sie sind ein reicher Graf, und ich eine arme Prinzessin. Ihre Mutter war eine Fürstentochter, bloß, daß mein Großvater ein Ländchen regierte, und Ihrer nur seine Besitzungen, die vielleicht mehr eintrugen. Wenn ein Vorteil auf einer Seite ist, so befindet er sich auf der Ihrigen. Sie hatten eine freiere Jugend, und Ihre Seele ist daher nicht so vom Zwang verkrüppelt.“

„Und die Krone lockt Sie nicht, Bathilde?“ fragte der Graf leise.

Sie ritten langsam tiefer in den Wald hinein, wo nun Fichten sich mit dem Buchenbestand mengten.

„Da müßte ich das Hofleben von einer anderen Seite kennen gelernt haben.“

„Sie, so geschaffen für einen Thron!“

„Ich für den Thron geschaffen? Warum? Weil ich groß gewachsen bin, mich gerade halte und eine Schleppe mit Anstand zu tragen verstehe? Damit ist meine Eignung zum Fürstinnenberuf aber auch schon erschöpft. Ich mag nicht immer Hofdamen neben mir haben, mit Gefolge reisen, mitleidslos angestarrt werden. Ach, und die Hofgesellschaften! Wenn Sie mir nichts böten, Willstorff, als die Aussicht, niemals Cercle halten zu müssen —“

„Hören Sie, Graf? Da lernen Sie Ihre Vorzüge kennen. Es verlohnt sich schon, einen Erbprinzen auszuschlagen, wenn man dadurch so vielen Begrüßungen und Empfangsreden, Honoratiorenkomitees, Ehrenpforten und weißgekleideten Jungfrauen entgeht.“

„Sie sind gut gelaunt wie immer,“ sagte Graf Waldemar vorwurfsvoll. „Den Erbprinzen ausschlagen!

Das ist eben etwas, was vermieden werden sollte. Denken Sie, welche Verstimmung in Wessenheim gegen Derenburg! Und wenn der Herzog mit dem anderen Hofe Verdruß hätte, würde er es doch nur Prinzeß Bathilde entgelten lassen, die er ohnehin nicht leiden mag."

„Unser regierender Herr hätte mich fragen sollen, ehe er den Erbprinzen herlud," erklärte Bathilde herb. „Die Zeiten sind nicht mehr, wo man in dieser Weise über die Hand von Prinzessinnen verfügt, wie man will. So hätte unser Vater nicht gehandelt, wenn er noch lebte."

„Gewiß nicht. Der Herzog ist eben nicht unser Vater. Und doch muß man ihn schonen," entschied Sibylle. „Halten wir Rat, was geschehen soll. Was glauben Sie, Willstorff, wenn man dem Prinzen schriebe: so und so steht die Sache."

Der Graf schüttelte bedenklich den Kopf. „Das geht nicht. Der Herzog wäre außer sich, wenn er erführe, daß man hinter seinem Rücken in dieser Weise vorgegangen ist."

„Dann bleibt nur eines. Ich gehe zum Herzog und sage ihm alles," rief Bathilde.

„Dummes Zeug!" warf Sibylle lebhaft ein. „Um keinen Preis möchte ich dich seinem ersten Zorn ausgesetzt wissen."

„Gewiß nicht. Wenn die Prinzessin es gestattet, melde ich mich beim Herzog und bringe meine Werbung vor," sagte Willstorff.

Sibylle schüttelte weise das Köpfchen. „Um ein nutzloses Donnerwetter zu entfesseln? Bedenken Sie, wenn er sackgrob, oder sagen wir im Hofton — ungnädig wird, so ungnädig, daß er den Kavalier in Ihnen vergißt! Er ist doch das gesalbte Haupt, und Sie sind ein Hitzkopf, der auch vom Fürsten nicht ertragen wird, was er von einem anderen nicht dulden dürfte. Fordern können Sie

Ihren geliebten Landesvater ja doch nicht ... Nein, nein! Der Herzog darf nichts erfahren. Man muß einen Jähzornigen in keine solche Lage bringen."

„Was aber sonst?" fragte Bathilde. „Die Werbung herankommen lassen? Ich denke, daß uns nichts anderes übrig bleibt, als die Ankunft des Prinzen abzuwarten. Vielleicht gefalle ich ihm gar nicht."

„Sich auf einen solchen Grad von Geschmacklosigkeit zu verlassen, wäre zu optimistisch," seufzte der Graf.

„Man kann trotz äußerer Wohlgestalt abstoßen," tröstete Bathilde. „Bin ich denn beliebter als Sibylle, weil ich schöner bin? Im Gegenteil. Und freundlich werde ich dem Erbprinzen nicht entgegenkommen."

„Vielleicht gefällt ihm Ihr Stolz nur um so mehr," sagte Willstorff.

„Dann spreche ich einfach offen mit ihm. Jeder Gentleman tritt in solchem Fall zurück. Warum nicht ein Erbprinz?"

„Zurück tritt er vielleicht auch. Aber das genügt nicht. Man müßte ihm beibringen, daß er es übernehmen soll, vor dem Herzog als der Ablehnende zu gelten," warf Sibylle ein.

„Das ist viel verlangt, Prinzessin. Sie rechnen nicht mit der Empfindlichkeit eines hohen Herrn."

„Seine Würde wird ja besser gewahrt, wenn er ablehnt," meinte Bathilde. „Aber ich fürchte, ich könnte dieses Verlangen nicht an ihn stellen. Wenn du, Sibylle —"

„Das hätte ich mir denken können, daß es wieder an mich kommen wird!" rief diese schmollend. „Na, angenehm ist anders, aber an mir soll's nicht fehlen, denn vor allem darf der Herzog nicht gegen euch aufgebracht werden, sonst erreicht ihr euer Ziel in Jahren nicht. Du mußt als verschmäht gelten. Wenn der Prinz abzieht,

ohne mit seiner Werbung hervorzutreten, ist Vetter Georg vielleicht noch froh, wenn Willstorff ihm die Sorge um dich abnimmt."

„Hoffen wir's," seufzte Bathilde und reichte dem Rittmeister die Hand, und die Liebenden vergaßen sich Blick in Blick, bis Sibylle zur Umkehr mahnte.

Die anderen beiden widersprachen ihr nicht und wandten ihre Pferde. Doch wurde der Weg jetzt beinahe in völligem Verstummen zurückgelegt. Ein gewisser Bann lag über den drei jungen Menschen. Die Liebenden dachten an die Hindernisse, die sich ihnen in den Weg stellten, und Sibylle schonte ihre Beklommenheit durch teilnahmsvolles Schweigen.

Nur zu bald war man wieder auf dem Kreuzweg angelangt, von wo der Weg geradeaus zu dem von den Prinzessinnen bewohnten Waldschloß, rechts nach Langenbusch, links aber nach der Stadt zu lief. Diesen hatte der Graf einzuschlagen, denn sein Dienst als Adjutant des Herzogs rief ihn in das Stadtschloß.

Lange hielten die drei an der Kreuzung, und Graf Willstorff konnte sich kaum entschließen, die Hand Bathildens loszulassen. Endlich trennte man sich, und in tiefem Schweigen ritten die Prinzessinnen durch den von Vogelgezwitscher erfüllten Wald und dann durch eine herrliche Buchenallee des Schloßparks zu ihrem Waldschloß zurück. —

Schloß Waldstern war kein großes und im ganzen ein sehr einfach gehaltenes Gebäude. Von einem nicht eben ausgedehnten Mittelbau standen im stumpfen Winkel zwei Flügel ab, wovon den linken Herzog Ernst, der Oheim der beiden Prinzessinnen und ein Vetter des regierenden Herzogs, bewohnte, den rechten die beiden verwaisten Prinzessinnen mit ihren Damen inne hatten.

Als sich die Reiterinnen dem offenen Raume hinter

dem Schlosse näherten, kam aus dem seitlich gelegenen und vom Gebüsch halb versteckten Stallgebäude ein Reitknecht herbei, der Bathilden beim Absteigen half, während Sibylle sich ohne Hilfe vom Pferde schwang. Dann begaben sich die Prinzessinnen, ihre Reitkleider aufnehmend, zu der Treppenthür des rechten Flügels und schickten sich an, die stille Seitentreppe emporzusteigen, als ein im Flur anwesender Lakai ihnen meldend entgegentrat: „Seine Hoheit lassen bitten, das Frühstück drüben einnehmen zu wollen.“

„Gut, wir kommen, sobald wir umgekleidet sind.“

Die Schwestern stiegen nun ein paar Stufen zum Hochparterre und dann auf der teppichbelegten Treppe weiter in den ersten Stock hinauf, wo sich ihre Wohn- und Schlafzimmer befanden, während unten der Salon und der kleine Speisesaal lagen, die ihnen zur Verfügung standen. Es waren einfach, beinahe frostig möblierte Schlafzimmer mit einem gemeinsamen Wohnzimmer in der Mitte. Was diese Räume wohnlich und anmutend machte, hatten die Bewohnerinnen selbst ihnen gegeben.

Eine kleine halbe Stunde später verließen die Prinzessinnen ihre Zimmer wieder, um sich nach dem kleinen Speisesaal im anderen Flügel zu begeben, worin Herzog Ernst einen guten Teil seiner Zeit zu verbringen pflegte. Auch die Einrichtung und Verzierung dieses Zimmers war in dem etwas nüchternen Rokokostil gehalten wie das ganze Schloß. Herzog Ernst saß bereits an dem zierlich gedeckten und reich besetzten Frühstückstisch. Er war ein großer, schwerfällig gebauter Mann mit kurzem grauen Haar und vollem, rötlichem Gesicht, den man, wenn man ihm in seinem Lodenrock im Wald begegnet wäre, eher für einen alten Förster gehalten hätte als für einen Herzog. Er sah mürrisch und verdrossen aus.

„Schön, daß ihr mich nicht länger hungern laßt!“

rief er den Eintretenden entgegen, ihren Gruß mit einer trotz seines gewöhnlichen Aeußeren vornehmen Handbewegung erwidernd.

„Wir wußten ja nicht, welcher Vorzug uns zu teil werden sollte," entschuldigte sich Sibylle.

Die jungen Damen setzten sich an den Tisch, und der alte Lakai, der ihnen die Thür geöffnet hatte, bediente geräuschlos.

„War es schön im Wald?" knurrte Herzog Ernst endlich, zu Bathilde gewendet, die ihm gegenüber saß.

„Sehr schön!" Es flog wie ein lichter Schein über ihr Gesicht. Der Herzog blickte aus seinen scharfen kleinen Aeuglein mißtrauisch auf sie und räusperte sich dann in eigentümlicher Weise.

„Und ganz allein seid ihr gewesen. Nun, mir kann es recht sein. Aber daß ihr das wagt unter der Aufsicht der Gruben —"

„Sie schlief ja noch," antwortete Sibylle achselzuckend. „Sehr schön war es. Sie sollten einmal des Morgens mitkommen, Onkel."

„Nein, mein Kind, nicht mehr. Ein alter Mann will seine Bequemlichkeit haben."

„Die aber doch gestört worden zu sein scheint." Bathilde blickte dabei auf ein Schreiben mit dem herzoglichen Wappen, das neben dem Teller des alten Herrn lag.

„Ja, ja." Auch er blickte darauf hin und verzog den Mund. „In aller Frühe Nachrichten von drinnen." Er kaute verdrossen weiter. Der alte Diener hatte unterdessen das Zimmer verlassen, und so konnte Sibylle ungescheut fragen.

„Schlechte Nachrichten, Onkel?"

Herzog Ernst ließ von neuem sein Knurren vernehmen. „Was von drinnen kommt, ist für mich immer eine schlechte Nachricht, für euch mag es eine gute sein. Kopf

in die Höhe, Mädels, Besuch kehrt ein im Schlosse. Dir gilt es!“ Er winkte Bathilden zu. „Es scheint doch, daß man dich nicht im Winkel versauern lassen will. Uebermorgen kommt er an, der Freier, und einer, der sich gewaschen hat.“

„Ich denke, heutzutage thun das alle Freier, und sogar solche, die keine Freier sind,“ scherzte Sibylle.

„Aber ein Erbprinz! Wenn du den kriegst, Bathilde, kannst du Irmgard auslachen. He, das wäre doch was! Vielleicht erlaubt man dir auch, dein Sibyllchen mitzunehmen. Kannst ihr dann irgend ein überzähliges Prinzlein aussuchen.“

„Ihre Phantasie reitet rasch, lieber Oheim,“ lehnte Bathilde kühl ab.

„Na nu?“ machte der Herzog erstaunt. „Thu doch bloß nicht so, Thilde! Wenn es 'ne schöne Heirat gilt, seid ihr Frauenzimmer ja doch immer sehr interessiert.“

„Vorläufig gilt es die noch nicht, sondern bloß ein Galadiner, wie ich vermute.“

„Oho! Damit hat man uns verschont. Bloß nachher zum Thee in den Appartements der Herzogin sind wir befohlen. Weit glimpflicher, als ich hoffte. — Was meint ihr? Wird die Gruben in solchem Falle nicht schleunigst gesund?“

„Sie wurde wahrscheinlich überhaupt bloß krank, weil sie von dem Besuch wußte und sich schonen wollte für die festliche Gelegenheit,“ meinte Bathilde. „Sicher ist sie übermorgen wieder auf dem Damm.“

„Wozu brauche ich denn da auch noch in die Zwangsjacke?“

„Damit,“ gab Sibylle nicht ohne Schärfe zurück, „es nicht heißt, daß Sie nicht können, Onkel.“

„Nun, und warum sollte ich nicht können?“ rief der Herzog mit seiner rauhen Stimme und richtete sich drohend

auf. Bathilde sah erschreckt auf die Schwester, doch diese hielt stand.

„Weil Sie nicht in der „Verfassung" sind."

Die starke Hand des Herzogs fiel dröhnend auf den Tisch. „Zum Donner! Verfassung! Als ob eine menschliche Seele mich schon mal nicht in Verfassung erblickt hätte! Wie kannst du dich unterstehen —"

„Drinnen würde man es sagen. Sie wissen das just so gut wie ich. Kommen Sie also nur auf jeden Fall mit, Onkel. Einen Abend werden Sie es schon aushalten können."

„Einen Abend! Wenn es damit abgethan wäre! Aber anbringen muß man euch doch, Mädels. Die Bathilde ist gerade die Sorte Gewächs für 'ne Großherzogin, da kann sie nachher den Kopf hoch tragen. Ist 'ne ausbündig gute Partie, der Rupert, wenn sie ihn kriegt. Nur das sag' ich dir gleich: lauter Honiglecken wird die Geschichte nicht sein, die Frau Großherzogin ist —" Er schnitt eine ausdrucksvolle Grimasse.

„Nun, Onkel, was ist sie?"

„Die Hosen hat sie an. Der ganze Hof tanzt nach ihrer Pfeife. Die Schwiegermutter! Da heißt es die Zähne weisen, Fräulein Nichte!" Und der Herzog lachte so dröhnend, daß die Tassen auf dem Tische klirrten.

2.

In dem kleinen Theesalon der Herzogin, einem in den zartesten Farben gehaltenen Zimmer, saß die vornehme kleine Gesellschaft in Gruppen beisammen. In der Nähe eines der Fenster sprach der Herzog mit einem sehr schlanken und eleganten Herrn, dessen Kammerherrnuniform hohe Orden schmückten. Es war Baron Morsheim, der Reisebegleiter des Prinzen, der Typus des vollendeten Welt- und Hofmannes. Nahe am anderen Fenster saß

in einer Sofaecke die Herzogin, neben ihr auf einem kleinen Sessel Bathilde, den Damen gegenüber der Erbprinz, eine schlanke Erscheinung in kleidsamer dunkler Uniform, mit dem gutgeschnittenen und klug blickenden Gesicht sehr angenehm anzusehen. Im Hintergrunde flüsterte der Hofmarschall mit Frau v. Gruben, einer schmächtigen, lebaften Dame mit allzu schwarz gefärbtem Haar. Prinzessin Sibylle saß an einem mit Bildern bedeckten Tischchen in der Nähe des Kamins, von wo aus sie den ganzen Raum bequem überblickte, während Graf Willstorff vor dem Kamin selbst stand, sichtlich bemüht, seinen inneren Gemütszustand nicht merken zu lassen. Dies gelang ihm jedoch nicht besonders.

„Machen Sie kein solches Gesicht," flüsterte Sibylle. „Ueberhaupt, wenn Sie kein Aufsehen erregen wollen, wäre es das beste, Sie unterhielten sich ein bißchen mit der blonden Alma. Da, nehmen Sie meine Tasse!"

Sie reichte ihm ihre leer gewordene Tasse*), und Willstorff gehorchte schweigend. Sibylle brauchte nur ein wenig den Kopf zu wenden, um im Nebensalon den Theetisch zu erblicken, an dem Fräulein Alma v. Fröbenau, die Hofdame der Herzogin, ihres Amtes waltete. In einiger Entfernung saßen der Kammerherr Kortowsky und Major v. Hardt, der dem Erbprinzen zugeteilte Ehrenkavalier. Beide kümmerten sich nicht um die Theenymphe, und Fräulein v. Fröbenau schien bereits unwirsch wegen ihrer Vereinsamung. Bald aber konnte Sibylle an der zauberhaften Aufheiterung in den Mienen des Hoffräuleins sehen, daß der Graf in ihrer Nähe sei.

Nun sie Willstorff mit seiner inneren Unruhe aus dem Zimmer hatte, konnte Sibylle sich mit größerer Gemächlichkeit der Betrachtung widmen. Es gab hier

---

*) Siehe das Titelbild.

noch mehr als einen außer Willstorff, der sich in seiner Haut nicht wohl fühlte. Dem Hofmarschall war die gute Gruben mit ihrer nervösen Redseligkeit ebenso zuwider wie dem Onkel die aalglatte Liebenswürdigkeit Morsheims. Man sah es ihm an. Herzog Ernst hätte viel darum gegeben, wenn er in seiner Joppe hätte in seinem Park sitzen und rauchen können. Sibylle konnte es nicht lassen, sie mußte dem Oheim über ihren Fächer hinweg einen schalkhaften Blick des Bedauerns zuwerfen, den er ihr jedoch mit einem recht grimmigen vergalt.

„Wenn Irmgard doch bloß von den Haarwassern abließe!" dachte Sibylle. Der metallisch kalte Schimmer stand ihrem weichen und bereits welken Teint nicht. Dazu gehörte ein sanfteres Blond, wie sie es früher gehabt hatte. Die Zeitungen rühmten bei jedem öffentlichen Erscheinen der Herzogin ihre wunderbare Erscheinung, ganz vornehm sah aber diese volle, majestätische Frau mit den nicht unregelmäßigen, aber für die Fülle des Umrisses zu kleinen Zügen doch nicht aus. Und ihr Gesichtsausdruck war nicht erfreulicher als der ihres Gemahls. Obgleich die Herzogin dem Erbprinzen gewaltsam zulächelte, sah man genau: ein bleigrauer, ewiger Regenhimmel spannte sich über dieser Seele aus. Sie bemühte sich aber wenigstens, freundlich zu blicken. Dagegen Bathilde! „Sie sitzt da wie ein erfrorener Frühling!" dachte Sibylle. So eisig hochmütig sah sie aus, daß man den armen Prinzen bedauern mußte, der sich in einer Unterhaltung mit solchem Eiszapfen abmühte. Es schien aber, daß er sich gern bemühte, denn — das war vom ersten Augenblick an zu bemerken gewesen — die herrliche Erscheinung Bathildens hatte den Prinzen angenehm überrascht.

Wie königlich sah Bathilde aber auch aus! Sie trug wie ihre Schwester ein einfaches Kleid von türkisblauer

Seide mit schwarzer Musterung und Ausputz von schwarzer Gaze. Dazu gar keinen Schmuck. Die schwarze Gaze hob die Weiße ihrer Haut, und sicher machte ihre goldene Haarkrone jeden anderen Schmuck entbehrlich. Nun sie den Erbprinzen gesehen hatte, that es Sibylle erst recht leid, daß Bathilde nicht mehr über ihr Herz verfügte. Wirklich, ein netter Mensch, ganz abgesehen vom Prinzennimbus. Schon der erste Blick aus seinen dunklen Augen hatte Sibylle angemutet. Sie hatte auch die Genugthuung, zu bemerken, daß der Prinz Bathilde nach Gebühr bewunderte, und sie freute sich darüber, bis ihr wieder einfiel: „Du liebe Güte, wie dumm ich bin! Wie wird das ausgehen?“

Und dann fiel ihr ein: „Wenn er alles wüßte! Vielleicht machte er mir dann lieber den Hof. Ich bin doch auch gar nicht so uneben.“

Der Prinz hatte keine Ahnung, wie angelegentlich er aus der Entfernung studiert wurde. Sibylle prüfte mit angespannter Urteilskraft jede seiner Mienen, Gebärden und seine Haltung, um daraus zu schließen, wie er die unumgängliche Eröffnung wohl aufnehmen, und ob er sich auch nach Wunsch dazu stellen würde. Denn wenn er dies nicht that, stand es schlecht um Bathilde und Willstorff.

Alles, was sie von dem Prinzen sah, schien ihr ein durchaus harmloses und gutartiges Naturell zu verraten. Er erzählte von seinen Reisen mit so liebenswürdigem Humor, daß selbst über Bathildens Marmorzüge manchmal ein flüchtiges Lächeln huschte. Ja, nun sah er doch, daß sie „kein Bild ohne Gnade“ war, wie sie scheinen wollte. Wenn er aber bemerkte, daß sie auch Seele besaß, wie sollte er sich dann nicht hingerissen fühlen?

Bathildens Blick irrte öfter zu der Schwester hinüber, gleichsam, als ob sie sie zu Hilfe rufen wolle; aber

Sibylle konnte dieser stummen Aufforderung nicht eher entsprechen, als bis die Herzogin selbst sie heranwinkte.

„Möchtest du uns nicht ein wenig Musik machen, mein Kind?“ fragte sie huldreich.

„Wie du befiehlst, Hoheit!“ willfahrte Sibylle.

Erbprinz Rupert wandte sich um und blickte die Sprecherin mit einer leisen Regung von Belustigung an. Das hatte so drollig geklungen.

„Unser enfant terrible,“ lächelte die Herzogin gezwungen.

„Eines so wenig wie das andere,“ widersprach Sibylle. „Ich bin kein Kind mehr und ganz und gar nicht schrecklich. Was soll ich spielen?“

„Etwas von Chopin vielleicht —“

Sibylle neigte zustimmend das Köpfchen, während aus ihren Augen ein spitzbübischer Blick zu Bathilden hinüberschoß. Diese machte eine fast unmerklich abmahnende Bewegung, die dem Gast nicht entging, obgleich er sich eben an die Herzogin wandte.

„Hoheit lieben Chopin?“

„Ungemein. Das Schwärmerische und Poetische seiner Musik bezaubert mich. Spiele doch wieder die schöne Ballade, Sibylle, wie neulich.“

Sibylle bezeigte ihre Bereitwilligkeit durch eine kleine Verbeugung und begab sich rasch in den nebenan befindlichen Musiksalon. Zu seinem Erstaunen bemerkte Prinz Rupert, daß die so ernste Bathilde einen kurzen Augenblick eine Lachanwandlung zu bekämpfen hatte. Vielleicht hatte die „Kleine“ ihr hinter seinem und der Herzogin Rücken eine Grimasse geschnitten.

Auf die Anregung der Herzogin erhob man sich nun auch. Als Bathilde aufstand, wurde Rupert wieder wie beim ersten Erblicken von dieser jungen Germanin gefesselt. Die Herzogin war ja ebenso groß und sehr voll, und die

lange Schleppe ihres Sammetkleides ließ ihre Gestalt noch stattlicher erscheinen, aber das junge Mädchen neben ihr zeigte erst den Unterschied zwischen einer wahrhaft vornehmen und einer bloß imposanten Erscheinung.

Drinnen ließ sich die Herzogin auf einen der blauen Seidensessel nieder, während der Erbprinz neben ihr stehen blieb, nach dem Klaviere horchend.

„Das ist von Chopin?“ fragte er halblaut.

„Es muß wohl so sein,“ versetzte Bathilde rascher, als es ihre Art war, und ihre schönen graublauen Augen richteten sich zum erstenmal voll und fest auf den Prinzen, der augenblicklich verstand, denn darüber war er keinen Moment im unklaren: diese Chopinsche Ballade war von — Schumann.

„Hoheit sind nicht musikalisch?“ fragte der Erbprinz.

„Leider nein,“ versetzte Bathilde.

„Schade, nicht wahr?“ meinte die Herzogin. Sie hielt sich für sehr musikalisch und ließ sich doch eben diesen metamorphosierten Schumann als Chopin vortragen.

Um sein Lächeln zu verbergen, trat der Erbprinz zum Klavier. Vor dem Ebenholzflügel saß Sibylle mit zurückgelegtem Köpfchen und ließ die schlanken Finger schwermütig in die Tasten greifen.

„Reizend!“ sagte er. Und dann leiser: „Prinzessin gehören den Wiedertäufern an?“

„Ich?“ fragte Sibylle entrüstet. Als sie aber dem lächelnden Blick des Prinzen begegnete, lächelte sie auch. „In musikalischer Hinsicht manchmal.“

Unterdessen hatte Sibylle ihre „Ballade“ beendigt. Der Prinz zollte ihr reichlichen Beifall und erklärte, noch selten so schön Chopin spielen gehört zu haben.

„Das glaub' ich,“ sagte Sibylle heiter.

„Spiele doch mal deine Paraphrasen zur Hänsel und Gretel-Melodie!“ ermunterte die Herzogin.

„Gut! Da werden wir sehen, ob Seine Hoheit alle Meister so gut kennt wie Chopin!“ sagte Sibylle mutwillig. „Vor seinem Urteil fürchte ich mich am meisten.“



Sie wandte sich wieder den Tasten zu und spielte zuerst die einfache Melodie des Kinderliedchens: „Brüderlein, komm her zu mir.“ Dann variierte sie das Thema nach dem Muster eines berühmten musikalischen Scherzes, indem sie jedesmal die Art eines berühmten Komponisten

nachahmte. War der Einfall auch nicht ihr eigener, so machte sie ihn doch mit verblüffendem Talent nach, und Prinz Rupert bewies, daß er thatsächlich ein guter Musikkenner war, denn er erriet jedesmal nach wenigen Takten, welcher Komponist vorgeführt wurde.

Bei dieser musikalischen Spielerei verrann eine halbe Stunde in sehr kurzweiliger Weise, und der Prinz wandte sich dabei mehr Sibyllen zu als Bathilden. Dann aber kehrten seine Blicke wieder zu dem schönen kalten Mädchen zurück, an dem er im stillen herumrätselte. Er hatte bereits genügende Erfahrung, um zu wissen, wie sich junge Prinzessinnen als Ziel einer Brautschau benehmen. Einer derartigen Zurückhaltung war er noch nicht begegnet. Das ging denn doch über den gebotenen Mädchenstolz hinaus. War es die Natur selbst oder bloß der Wille, der sie in solchen Schranken hielt? Er konnte es nicht entscheiden. Statt sich aber durch dieses Wesen angekältet zu fühlen, empfand er den Drang, den Eiszapfen ein wenig zum Schmelzen zu bringen, und er bot dazu seine ganze Unterhaltungsgabe auf. Nein, sie war keine Natur, die weder Scherz noch Ernst rührte. Manchmal mußte sie doch lachen — sehr wider Willen, wie er sah — und dann weckte auch dies oder das ihr Interesse. Es fehlte ihr sichtlich weder an Geist und Temperament noch an Gefühl. Sie zog nur absichtlich einen Schleier über das alles. Warum? Wollte sie es bloß aus Stolz vermeiden, ihm im geringsten entgegenzukommen? W o l l t e sie ihm nicht gefallen?

Die Lösung dieses Rätsels interessierte und reizte ihn. —

„Seine Hoheit schienen ja äußerst angeregt gewesen zu sein," bemerkte die Hofdame, als sie mit den Prinzessinnen im Wagen saß. „Obgleich Prinzeß gar nichts dazu that. Ihre Hoheit haben mich noch im letzten Moment beiseite genommen, um mir aufzutragen, Prinzessin —"

„Nun was?" fragte Sibylle spöttisch, als die Hofdame stockte. „Daß sie nächstens dem Prinzen gleich um den Hals fallen soll?"

„Ihre Hoheit findet, daß Prinzeß Bathilde ein wenig gar zu kühl gewesen ist."

„Morgen nehm' ich ein Thermometer mit," entschied Sibylle.

„Es thut mir leid, morgen bleiben Sie überhaupt zu Hause, Prinzeß. Prinzessin Bathilde allein ist ins Theater geladen."

„Was? Ich soll den Don Juan nicht sehen?" rief Sibylle in komischer Verzweiflung. „Er hat so hübsche O-Beine."

„Hoheit wissen, die Hofloge ist nicht sehr groß. Wenn zwei allerhöchste Damen anwesend sind, dann Seine Hoheit und der Erbprinz — für mehr ist's nicht bequem."

„Na ja, so bleiben wir halt zu Hause, Grudenchen. Wollen wir wetten, daß es Ihnen härter ist wie mir?" —

Als die Schwestern dann in Bathildens Schlafzimmer allein waren, wo Sibylle der älteren die wunderbaren Zöpfe für die Nacht flocht, was sie gern selbst that, sagte sie mitten drinn: „Du, der träumt heute nacht von dir."

Bathilde zuckte leicht die Achseln: „Hoffentlich nicht."

„Was macht er dir eigentlich für einen Eindruck?"

„Einen sehr guten. Ich hätte ihm gern freundlicher begegnen mögen, aber ich durfte doch nicht, und ich meine, er muß bereits bemerkt haben, daß —"

„Daß du ihm nicht gefallen willst. Aber vermutlich gefielst du ihm eben deshalb nur um so besser. Ich kann dir nicht helfen, du hast Eindruck gemacht. Und wahrhaftig, wenn Willstorff nicht wäre — er müßte einen ganz netten Schwager abgeben, dein Erbprinz." — —

Am anderen Abend strahlte der große Ankleidespiegel in Bathildens Zimmer ihre herrliche jugendliche Gestalt

in einem weißseidenen Ballkleid wider. Eine Figur ihrer Art war ja für große Toilette wie geschaffen.

„Nur eine lange, lange Schleppe fehlt dir noch und ein strahlendes Diadem,“ sagte Sibylle.

„Das läßt nicht lange mehr auf sich warten,“ versicherte Frau v. Gruben.

Was Bathilde noch mehr fehlte, war die strahlende Miene des jungen Mädchens, dem ein großes Glück winkt. Blaß und stumm duldete sie Sibyllens Abschiedskuß, und als sie zur Herzogin ins Boudoir trat, hatte sie dieselbe frostige Miene wie am gestrigen Abend.

Schweigend musterte Herzogin Irmgard die schöne Base. „Sehr nett!“ sagte sie gedehnt. „Aber ich möchte dir doch raten, Bathilde, nicht so sehr für das Bild ohne Gnade zu posieren. Eine Frau soll nicht nur das Auge erfreuen. Laß den Prinzen nicht zu arge Mängel an Gemüt und Seele bemerken. Wenigstens nicht zu früh.“

Die schneidende Bosheit, die sich gestern nicht hatte zeigen dürfen, kam unverhüllt zum Vorschein.

„Du pochst auf deine Schönheit, mein Kind. Aber die Männer wollen nebstbei noch die Illusion, daß auch die anderen Eigenschaften vorhanden sind. Der Prinz gestand mir gestern, daß die größte Schönheit ohne Herz und Geist ihn nicht fesseln könnte.“

Bathilde hörte dies alles mit hochmütig zurückgeworfenem Haupte an. „Und wenn ich ihn nicht fesseln kann, wessen Schade ist es, als der meine?“ versetzte sie.

„Ja, der deine. Laß es dir nur gesagt sein, daß sich dann sehr schwer eine Partie für dich finden würde. Am Ende wärst du gezwungen, eine nicht standesgemäße Ehe einzugehen. Und wie ich dich kenne, willst du doch hinauf und nicht hinunter.“

„Natürlich!“ bestätigte Bathilde heiter, während die Herzogin sie erstaunt ansah. Wie eine Verklärung hatte

es sich über das junge Mädchen ergossen, denn Irmgards Worte zeigten ihr, daß die Herzogin entzückt wäre, sie hinabsteigen zu sehen, und sie schöpfte daraus neue Hoffnung für ihre Liebe. —

Prinz Rupert schien heute noch mehr betroffen von Bathildens Schönheit wie gestern. Wahrlich, er hätte sich als Fürst keine vollkommenere Frau wünschen können. Nur der Frosthauch, der von ihr ausging, berührte ihn peinlich. Als Mensch konnte sie ihm nicht genügen.

„Wie schön Sie sind, Prinzessin!" flüsterte er ihr zu, als sie einander im Foyer begegneten. „Es rührt einen fast."

Bathilde zuckte leicht zusammen. Das war ja sehr schmeichelhaft, aber ganz und gar nicht in Uebereinstimmung mit ihren Wünschen.

„Warum rühren?" fragte sie.

„Ich weiß es selbst nicht. Ihr Genre ist doch mehr das triumphierende als das rührende. Jedenfalls ist es rührend, daß Sie sichtlich nicht viel Gewicht auf Ihre Schönheit legen. Allerdings, Sie brauchen sich nicht allein auf diese zu stützen. Sie ist nicht Ihr einziger Vorzug."

„Sind Hoheit dessen sicher?" fragte Bathilde mit einem leichten Lächeln. „Zum Beispiel bin ich sehr talentlos. Alles schreibt, malt, komponiert, dichtet. Ich kann nichts von alledem."

„Aber Schumann und Chopin können Sie doch unterscheiden?"

„Dank, daß Sie Sibylle nicht verrieten. Sie soll immer Chopin spielen, und sie liebt ihn nicht. Da kam sie neulich auf die Idee, Schumann zu chopinisieren. Und leider fand das Stück solchen Anklang, daß sie gestern gezwungen war, ihren — Betrug zu wiederholen."

„Ein sehr unschuldiger Betrug."

„Kein Betrug ist unschuldig. Sie findet das selbst. Es war nur ein augenblicklicher Mutwille.“

„Sie lieben Ihre Schwester sehr?“

„Wir sind seit langem eng aufeinander angewiesen.“

„Ich verstehe vollkommen. Sie lieben einander und — sonst niemand.“

In Bathildens weißes Gesicht stieg eine jähe Röte. Welche Gelegenheit, ihm alles zu sagen! Und doch unmöglich hier.

Immerhin verriet ihr Erröten etwas, und als der Prinz sie daraufhin fragend anblickte, irrte ihr Auge einen Moment wie hilfesuchend zur Thür, wo Willstorff stand, in tadelloser Haltung, aber ungeduldig sich auf die Lippen beißend. Der Prinz fing gerade den starren Blick des Adjutanten auf. Eben erhob sich auch die Herzogin, um sich in die Loge zu begeben, denn die Musik hatte bereits wieder begonnen.

Wenn irgend etwas dem Prinzen aufgefallen war, so lag doch für ihn keine Möglichkeit vor, durch eine Frage Aufklärung zu suchen. Er schien den Rest des Abends stiller und nachdenklicher als bisher.

3.

Man war mit der Frühlingstoilette des zu Schloß Waldstern gehörigen Parkes eben zur Zeit fertig geworden. Jetzt prangte er im schönsten Blumen- und Blätterschmuck, recht geeignet zu einem Fest im Freien.

Um den langgestreckten, unregelmäßigen Teich im hinteren Teile des Parkes verstreute sich die auf Waldstern anwesende Gesellschaft. Man hatte in dem so selten benutzten Speisesaal des Hauptbaues das Frühstück eingenommen und erging sich hierauf im frühlingshellen Park. Rund um den Teich schimmerten helle Damenkleider. Da ging die Gruben mit Baron Morsheim, dort

das von seinem Urlaub zurückgekehrte Fräulein v. Maulbrunn mit dem Ehrenkavalier des Erbprinzen, dem Major v. Hardt. Herzog Ernst selbst war etwas zurückgeblieben, während der Erbprinz im Gespräch mit den Schwestern um den Rand des Teiches schlenkerte. Plötzlich hatte er nur noch Sibylle neben sich. Bathilde war bei einem Fliederstrauch stehen geblieben und betrachtete scheinbar sehr aufmerksam dessen Knospen.

„Der Flieder wird bald blühen," sagte Sibylle weiterschreitend.

Der Prinz folgte ihr. „Wollen wir nicht auf Prinzessin Bathilde warten?" fragte er nach einigen Schritten.

„Ach, die träumt wieder. Lassen wir sie!" Sibylle sagte das in leichtem Tone, aber er kam nicht ganz unbefangen heraus, und als der Erbprinz aufmerksam den Blick auf sie richtete, bemerkte er, daß sie überraschend bleich war.

Ihr Herz klopfte denn auch sehr heftig. Bathilde hatte ihr einen auffordernden Blick zugeworfen, der so viel bedeutete, wie: „Jetzt!" Und sie fühlte die Wichtigkeit des Momentes und bange Zweifel über den Erfolg der Einmengung, die sie wagen sollte.

„Prinzessin Bathilde liebt es zu träumen?" fragte der Prinz langsam, gleichsam tastend, denn seine Feinfühligkeit ließ ihn ahnen, daß etwas in der Luft lag. „Wenn man wüßte, wovon oder von wem —"

„Von niemand," hätte Sibylle nun unbedingt versichern müssen, sie schwieg jedoch, und als er seinen Blick auf sie richtete, begegnete er dem ihrigen, in dem er die Antwort so deutlich las, als hätte sie sie in Worten gegeben.

„Prinzessin, sagen Sie mir die Wahrheit!" bat Rupert eindringlich. „Ihre Schwester — liebt?"

Sibylle erwiderte seinen Blick fest: „Hoheit machen es einem nicht schwer, Ihnen zu sagen, was Sie wissen mußten."

Erbprinz Rupert stand still und blickte ein paar Sekunden zu Boden. Dann hob er den Kopf und blickte das junge Mädchen nicht ohne Unwillen an. „Und mußte ich erst hierher kommen, um das zu erfahren? Wenn Ihre Hoheit bereits gewählt hatte, warum machte sie dem Herzog nicht die entsprechende Mitteilung? Mir wäre dann erspart geblieben, einen Korb zu holen, den ich bereits deutlich auf dem Gesicht der Prinzessin las. Mit dem Zaunpfahl zu winken braucht man mir nicht."

„Vergebung, Hoheit!" Sibylle hob bittend die Blicke zu dem Erzürnten. „Bathilde wußte kein Sterbenswörtchen von dem, was die beiden Höfe planten. Der Herzog hatte nicht die Gnade, etwas davon verlauten zu lassen. Wir erfuhren Euer Hoheit Ankunft erst, als sie bereits bevorstand. Damals war es also zu spät, dem Herzog alles zu sagen. Und das darf Bathilde überhaupt nicht, sonst geht es schief. Unsere ganze Hoffnung beruht auf Eurer Hoheit Großmut."

„Die Großmut eines bekorbten Freiers?" sagte der Prinz achselzuckend. „Ich fühle nicht die geringste Anwandlung davon. Ein Mädchen wie Prinzeß Bathilde findet man nicht so leicht wieder. Sie hat nur den Fehler, zu schön zu sein, und ich kam mir bereits sehr anmaßend vor, die Hand nach ihr ausstrecken zu wollen. — Ueberflüssige Sorge! Sie will es anders. Freilich, mit Willstorff kann ich mich nicht messen."

„Hoheit wissen —"

„Nicht schwer zu erraten."

„Und doch sind Sie der erste an diesem Hof, der etwas davon bemerkt und erraten hat. Von dem Nichtmessenkönnen wollen wir lieber nicht reden, aber — er war eben der erste am Platz."

„Ich verstehe," versetzte Prinz Rupert trocken. „Und was ist er für ein Mensch? Wird sie glücklich werden?"

„Wenn sie ihn kriegt — zuversichtlich! Aber da Hoheit jetzt alles wissen, ist mir nicht mehr bange."

„Und worin rechnen Sie auf meine Großmut, Prinzessin?" fragte Rupert.

Sibylle sah zweifelnd zu ihm auf. Sie wagte nicht zu sagen, was man von ihm verlangte.

„Ich bitte, sprechen Sie!" munterte der Erbprinz auf.

„Zuerst muß ich Ihnen doch sagen, wie leid es mir thut!" rief Sibylle lebhaft. „Schade, daß ich keine Fee bin. Wenn ich Bathildens Herz wenden könnte — ich glaube, daß Sie es verdienen, glücklich zu werden. Und ich weiß am besten, was Sie an Bathilden verlieren. Sie ist allerdings viel zu gut für einen Thron."

„Zu gut für einen Thron? Ei, und warum?"

„Zur hohen Stellung gehört ein Sichbesserfühlen, ein starkes Selbstbewußtsein. Bathilde scheint bloß stolz, im Grunde ist sie die Demut und Anspruchslosigkeit selbst. Sie hat keinen Sinn für den Schein, haßt die Repräsentation, für die sie so geschaffen wäre. Was das Geschäftliche des Fürstinnenberufes betrifft, Protektorate, Einweihungen, Ansprachen anhören, Cercle halten — alles das ist ihr zuwider. Nur keine Rolle spielen! Sie ist so ehrlich, Hoheit sehen es ja selbst. Wie manches andere Prinzeßchen hätte, vom Glanz der gebotenen Krone geblendet, ihrem Herzen Schweigen geboten."

„Ja, Sie haben recht, ich habe der Prinzessin zu danken für ihre Ehrlichkeit. Sprechen Sie also, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Der Herzog darf nichts von dem wahren Sachverhalt erfahren. Hoheit müssen derjenige sein, der den Korb austeilt. Denn erführe der Herzog die Wahrheit, so fiele Bathilde abgrundtief in Ungnade. Der Herzog ist der Herr unseres Schicksals. Er liebt uns nicht, und wir dürfen ihn nicht erzürnen."

„Und wenn ich zurücktrete, was ist für die Prinzessin dabei gewonnen?"

„Daß sie vorwurfsfrei dasteht. Und da eine andere Partie sich nicht so bald finden wird, sind Anhaltspunkte gegeben, die uns vermuten lassen, daß Bathilde in diesem Fall ihren Herzenswunsch durchsetzen kann."

„So soll ich also sagen: sie gefällt mir nicht? — Ein Armutszeugnis für meinen Geschmack."

„Wenn Sie vorläufig ohne Entscheidung abreisten — das übrige erledigen dann die Kanzleien. Daß sie Ihnen nicht gefällt, dürfen Hoheit allerdings nicht sagen. Allein wenn Sie durchblicken ließen, Bathilde schienen Ihnen kalt und seelenlos —"

„Dies fände bei Seiner Hoheit Glauben?"

„Vollständig, denn es trifft mit seinem und der Herzogin Urteil zusammen. Da wird es fortan immer heißen: Siehst du, den Erbprinzen hast du abgestoßen durch dein steinernes Wesen. Jetzt ist keine standesgemäße Partie mehr für dich zu finden. Und dann — dann kann sie ihrem Herzen folgen."

Erbprinz Rupert blickte das junge Mädchen nachdenklich an. „Nehmen Sie meine Versicherung, daß ich dem Herzog nichts sagen werde, was der Prinzessin zum Schaden gereichen könnte. Meinetwegen kann Prinzeß Bathilde ruhig sein. Aber" — und nun brach sein verhaltener Unmut doch los — „auf die Brautschau fahre ich nicht mehr."

Sibylle blickte bittend auf den jungen Mann. „Warum denn nicht?" fragte sie beschwichtigend. „Hoheit sind jung, und es giebt noch genug schöne Prinzessinnen, blonde sogar. Wenn Sie noch ein paar Jahre warten — unsere Cousine Anna ist bald vierzehn, die wird mal sehr schön. Und Elisabeth von Saalhausen auch. Die ist gar schon fünfzehn ... Ach, jetzt lachen Sie mich aus!"

Er lachte in der That, und danach verzog sich die letzte Wolke des Unmutes, die noch auf seiner Stirn gelagert hatte. Freundlich blickte er die schlanke Prinzessin mit dem feinen, blassen Kindergesichtchen, aus dem gar so kluge und gemütvolle Augen strahlten, an.

„Ich danke für die trostreichen Aussichten, die Sie mir eröffnen, Prinzessin," sagte er mit gutmütiger Ironie. „Einen besseren Anwalt konnte Prinzeß Bathilde nicht wählen. Sie lieben Ihre Schwester wohl sehr?"

„Wir sind aufeinander angewiesen."

„Und jetzt kommt ein anderer, der —"

„Sie wird nicht weit von mir fortgehen. Sie bleibt in der Nähe." Sie wies mit der Hand in die Luft in die Richtung von Langenbusch.

„Aber Sie werden nicht immer hier bleiben."

„Ich? Vermutlich doch. Und gern."

„In der Waldeinsamkeit —"

„Wo es Bücher giebt und Noten und Blumen und solchen Wald, da läßt sich schon leben. Und die Residenz" — sie betonte das Wort mit unnachahmlicher Wichtigkeit — „ist auch nicht weit."

„Vielleicht birgt sie sogar eine besondere Anziehungskraft. Lieben Hoheit vielleicht auch — einen Kavalier des Herzogs?"

Sibylle lachte heiter auf: „Hoheit sahen sich noch nicht recht um bei uns. Es ist ja niemand da, als —"

„Ach so, es ist niemand da als der eine. Wenn Hoheit nun gar denselben Geschmack hätten wie Ihre Schwester?"

„Nein, der ist nicht mein Geschmack, Gott sei Dank! Sonst könnte es ja tragisch werden."

„Und was wäre so etwa Ihr Geschmack?" fragte er mit immer steigendem Interesse.

Sibylle zuckte übermütig die Achseln. „Ach, ich stelle

sehr bescheidene Ansprüche. Vielleicht giebt es noch irgendwo ein überzähliges Prinzlein aus der Seitenlinie einer Seitenlinie, irgend eine billige, ausrangierte Hoheit aus einem mediatisierten, depossedierten oder pensionierten Fürstenstamm. Man muß nicht verzagen."

„Sie trösten sich selbst so reizend, wie Sie andere trösten," lächelte der Prinz. „Vielleicht kann ich Hoheit dienen. Wir haben ja bei uns einen Onkel Herzog, der schon drei Frauen begraben hat und nicht abgeneigt wäre, eine vierte zu beglücken. Da ließe sich etwas machen."

„Zu gütig!" Prinzessin Sibylle blickte den Erbprinzen, der mit der Rechten zerstreut an seinem Schnurrbart zerrte, ein wenig forschend an, denn sie wußte jetzt nicht, ob er scherzte oder das am Ende gar in vollem Ernst gesagt hatte.

Sie waren am Ende des Boskettes angelangt, wo mehrere Wege sich trafen, und da stand Bathilde, die sich während dieses Gespräches immer in der Nähe gehalten hatte, besorgt, daß irgend jemand das Zwiegespräch Sibyllens mit dem Erbprinzen bemerken könnte. Aber das Gefolge hatte sich wohl gehütet, den Herrschaften zu nahen. Der Herzog hatte die Losung ausgegeben, im Park den Erbprinzen möglichst ungehindert mit den Schwestern sprechen zu lassen, und alles war zurückgeblieben.

Bathilde rührte sich nicht beim Anblick der beiden, Sibylle jedoch winkte ihr und eilte zugleich auf die Schwester zu, sie umarmend. „Die Aermste! Wie blaß sie ist! ... O sieh, er ist so gut und grollt dir nicht!" rief sie, auf den sich nähernden Prinzen weisend.

Rupert war herangekommen und blieb jetzt stehen, Bathilde stumm betrachtend. Sie aber streckte, wie von einem Alp befreit, die Hand aus: „Vergebung, Hoheit!" flüsterte sie. „Ich hätte selbst zu Ihnen sprechen sollen. Aber ich bin feig. Sibylle besitzt mehr Mut."

„Sehe ich denn so furchteinflößend aus?“ fragte er.

„Ich fürchtete doch, Sie würden sehr böse werden.“

„Bei einem anderen hätte die verletzte Eitelkeit die Oberhand gewonnen. Hoheit ließ nichts derartiges blicken,“ bemerkte Sibylle.

„Sie beschämen mich, Prinzessin. Was konnte ich machen? Ich muß dankbar sein für die Aufrichtigkeit und das Zutrauen, das Sie mir zeigten. Diesen Dank will ich auch abtragen. Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann —“

„Was sollten Hoheit noch thun?“ fragte Bathilde. „Sie leisten mir einen unschätzbaren Dienst, wenn Sie dem Herzog den Grund Ihres Zurücktretens verschweigen. Das andere muß ich allein auskämpfen.“

„Wird das so schwer sein?“

„Ja und nein. Da Sie so gütig sind, kann ich Ihnen alles sagen. Die Hoheiten da drinnen“ — sie wies mit der Hand nach der Stadt — „beehren mich mit ausgesprochener Abneigung. Man sähe mich gar nicht gern auf einem Thron, der höher steht als das Thrönchen von Derenburg; bloß der Wunsch, sich mit Eurer Hoheit zu verschwägern, nimmt den Herzog für diese Verbindung ein. Im Grunde sähe man mich recht gern hinabsteigen in eine Niederung, wo man sich mit mir nicht mehr zu befassen braucht. Nur darf ich nicht verraten, daß ich eine Liebesheirat eingehe, sonst wird man das verhindern. Es müßte wie eine Heirat aus Resignation aussehen.“

Der Erbprinz schwieg eine Weile, indem er sinnend seine Blicke von einer Schwester zur anderen gleiten ließ. „Ich werde Ihnen helfen. Und was die Begründung meines Rücktritts von der Werbung um Sie, Prinzessin Bathilde, betrifft, so weiß ich schon, wie ich allen Teilen gerecht werde. Ich erbitte mir nur im voraus die Zu-

stimmung der Damen zu allem, was ich sagen werde. Sind Sie bereit, zu allem ja zu sagen?"

„Zu allem!" versicherte Bathilde, und auch Sibylle antwortete: „Blindlings!" ihm dabei die Hand reichend.

„Nun gut," versetzte der Prinz fröhlich. „Das Komplott ist geschmiedet. Auf Ihre Mitwirkung, Prinzessin Sibylle, rechne ich ganz besonders."

„O, an mir soll's nicht fehlen!"

„Um so besser."

Ziemlich unvermutet stieß man auf Frau v. Gruben und Baron Morsheim, und beide mußten denken, daß die Verlobungsangelegenheit sich im besten Geleise bewege, denn der Erbprinz unterhielt sich mit Bathilden in der angeregtesten Weise. —

„Ach, Hoheit, Ihnen darf man bald Glück wünschen!" rief Fräulein v. Maulbrunn, als die herzogliche Equipage mit dem Prinzen und seinen Begleitern davongerollt war.

„Bst, Margarete, greifen Sie doch dem „Staatsanzeiger" nicht vor!" mahnte Bathilde spöttisch.

„Ja, wahrhaftig, Maulbrünnlein, das war wieder einmal gar nicht hoffräuleinmäßig!" bemerkte Sibylle. „Sie können die Verlobungen nicht abwarten, weder die der anderen noch Ihre!"

„Spotten Sie nur, Prinzessin. Ich werde bald gerächt. Denn wer wird sich die Augen ausweinen, während Prinzessin Bathilde im Galahofzug nach Wessenheim abdampft? Es ist doch alles bloß Galgenhumor bei Ihnen."

„Sie können recht haben," bestätigte Sibylle.

Sie war in der That den Rest des Nachmittags und beim abendlichen Alleinsein mit der Schwester sehr stille, während Bathilde ungewöhnlich lebhaft plauderte und sich in Lobeserhebungen über das ritterliche und sympathische Wesen des Erbprinzen erging.

4.

Am folgenden Tage schienen die Schwestern beinahe die Charaktere vertauscht zu haben, denn Bathilde war munter, während Sibylle niedergeschlagen schien.

„Der Prinz! Der Prinz!“ rief die Maulbrunn, gegen alle Etikette ins Zimmer stürmend. „Zwei Hofequipagen halten draußen. Und Ihre Hoheiten sind noch nicht in Toilette.“

Die Schwestern waren aufgesprungen und blickten einander ins Gesicht. Beide waren sehr bleich.

„Nun kommt er doch? Trotz alledem?“ flüsterte Sibylle.

Bathilde legte die Hand aufs Herz. „Wir sind immer in Toilette, merken Sie sich das, Fräulein v. Maulbrunn,“ sagte sie, zu dem Hoffräulein gewendet. „Und nicht so fassungslos. Wir kommen sofort.“

Sie winkte hochmütig, und die Maulbrunn eilte davon.

„Und wenn er jetzt doch um dich wirbt?“ fragte Sibylle leise.

„So thut er's auf eigene Gefahr. Aber laß es gut sein, Kind, ich weiß, er kommt nicht um mich. Ich vertraue ihm. Gehen wir!“

In dem im Hochparterre gelegenen luftigen Gartensalon, nahe an einer der Fensterthüren, saß die Herzogin in einem der leichtgebauten Rokokolehnstühle von blassem Brokat, während der Herzog und Erbprinz Rupert nahe dabei standen. Der Blick des Erbprinzen flog zuerst Bathilden, dann Sibyllen zu, die hinter ihr eintrat. Er war ernst; es ließ sich nichts in seinen Augen lesen. Bathilde blickte aber nicht auf ihn, ihr Blick richtete sich nur auf die Herzogin, und ihre Augen trafen sich. Die kalten blauen Augen Irmgards drückten einen schlecht verhehlten Triumph und gesättigtes Uebelwollen aus. Das war

eine, die in der nächsten Minute Schadenfreude an ihr zu erleben hoffte, fühlte Bathilde, und eine süße Beruhigung strömte durch ihre Adern.

Sibylle war durchaus nicht so gefaßt wie sonst. Sie konnte sich nicht erklären, was vor sich gehen sollte, und warum der Herzog sie mit dieser süßlich-feierlichen Miene anblickte, die sie an ihm noch gar nicht kannte.

„Meine liebe Sibylle," wandte sich der Herzog nach erfolgter allseitiger Begrüßung in einem eigenen Ton an diese. „Es wird dich ebenso sehr überraschen, als du dich geehrt fühlen wirst, zu vernehmen, daß Seine Hoheit Erbprinz Rupert von Wessenheim heute bei mir um deine Hand angehalten hat."

Mit seiner harten, durchaus nicht wohlklingenden Stimme hatte der Herzog seine kleine Rede mit besonderem Nachdruck vorgebracht, doch sah er dabei nicht Sibylle, sondern Bathilde an, die, durch seinen Blick gewarnt, sich zusammennahm, um die in ihr aufschießende Freude nicht zu verraten. Wie aus Marmor stand sie da, sie fühlte zu deutlich, wie sehr sie von dem herzoglichen Paare gehaßt wurde, wie beide innerlich über die ihr scheinbar widerfahrende Demütigung jubilierten.

„Um mich?" fragte Sibylle, schüchtern nach dem Prinzen blickend.

„Ja, um Sie, teuerste Sibylle." Rupert trat schnell vor und ergriff ihre Hand. „Ihre liebenswürdige Persönlichkeit hat mich in den kurzen Momenten unserer Bekanntschaft dermaßen sympathisch angemutet, daß ich sicher bin, eine gute Wahl zu treffen. — Sie versprachen mir gestern Schadenersatz," setzte er flüsternd hinzu.

„So meint' ich es jedoch nicht."

„Aber ich. Bedenken Sie Ihr Versprechen, alles zu billigen, was ich thun würde." Und lauter fragte er: „Willigen Sie ein, Prinzessin, die Meinige zu werden?"

Er blickte ihr tief in die Augen und konnte unschwer wahrnehmen, daß ihr Herz ihm freudig entgegenkam. Statt zu antworten, streckte Sibylle nur die Hand aus.



Rupert ergriff sie, zog das junge Mädchen an sich und drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirne.

Lächelnd nickte der Herzog dazu, dann, mit Bathilde zur Seite tretend, sagte er etwas herausfordernd, obgleich

nur halblaut: „Siehst du, meine Liebe, Anmut und Liebenswürdigkeit gewinnen es manchmal selbst der gerühmten Schönheit ab. Sie hat dir da einen bösen Streich gespielt, dein Schwesterlein, denn ich weiß nicht, woher nun ein standesgemäßer Freier kommen soll. Du kannst noch lange hier blühen im Waldschloß, meine Liebe."

„Standesgemäß oder nicht," entgegnete Bathilde mit ruhiger Stimme, aber doch sehr blaß, denn die Komödie widerstand ihr, „ich werde nicht lange mehr im Waldschloß bleiben, wenn Sibylle fort ist."

„Und wie wirst du dies anfangen?" fragte die Herzogin dazwischen.

Bathilde antwortete nur durch eine Kopfbewegung. „Wollen Hoheit meine Wahl gütigst genehmigen, wie immer sie auch ausfällt? Sie sagen selbst, ich hätte nichts zu verlieren."

„Man muß ein Pflaster auf ihre Wunde legen," meinte der Herzog, zur Herzogin gewendet. „Ich will dir das gerne zugestehen. Wähle! Aber — aus Enttäuschung geschlossene Ehen, mein Kind, bieten wenig Gewähr des Glücks — doch davon ein andermal!" schloß er hastig. „Willst du nicht deiner Schwester deinen Glückwunsch darbringen?"

Bathilde näherte sich der Schwester, die ihr stumm in die Arme fiel. „So ist mein stiller Wunsch in Erfüllung gegangen!" flüsterte die ältere der jüngeren zu. Dann bot sie Rupert die Hand. „Sie haben in der That die beste Wahl getroffen, Hoheit, die Sie treffen konnten. Das zierliche Ding da hat sogar Talent — zur Landesmutter!"

Der Prinz bückte sich über die Hand, die sie ihm reichte.

„Dank! Dank!" flüsterte Bathilde, und als er sich wieder aufrichtete, strahlte eine solche Herzensfreude aus

ihren Augen, daß nur das regierende Paar dies für verhehlte Enttäuschung nehmen konnte.

Daß diese gut verhehlt wurde, konnten die Herrschaften sich nicht verbergen, und auf der Heimfahrt äußerte sich die Herzogin nachdenklich zu ihrem Gemahl: „Bathilde hat sich doch sehr in der Gewalt. Weißt du, daß sie mich in Erstaunen setzte? Natürlich trifft es sie hart, aber merken ließ sie sich nichts.“

„In der That alle Achtung! Aber ihr unbändiger Hochmut nimmt das nicht so hin. Sie macht noch einen dummen Streich, paß 'mal auf!“ —

Da Seine Hoheit dies vorausgesagt hatte, war er nicht erstaunt, als zwei Tage später sein Adjutant Graf Waldemar Willstorff, der sich eine Privataudienz ausgebeten hatte, schlankwegs seine Einwilligung zur Heirat mit Prinzessin Bathilde erbat.

Der Herzog lachte laut auf. „Aber Willstorff, sind Sie des Teufels? Dieses Bild ohne Gnade? Und sie nimmt Sie ja doch nur, weil der Erbprinz sie verschmäht hat.“

„Verzeihung, Hoheit, wenn ich widerspreche. Bereits seit längerer Zeit erfüllt mich eine tiefe, ehrerbietige Neigung zu Ihrer Hoheit.“

„An dem, was Sie sagen, will ich nicht zweifeln, Willstorff. Bathilde jedoch wäre nie zu Ihnen hinuntergestiegen. Aber die jüngere Schwester vor sich heiraten zu sehen, das erträgt ihr Stolz nicht. Wenn sie sich jetzt mit Ihnen verlobt, so kann die Welt nicht sagen, der Erbprinz hat sie verschmäht, sondern sie steht da als eine, die einer Herzensneigung wegen einen Thron ausgeschlagen hat. Sehr fein ausgedacht, meiner Treu! — Und Sie, Willstorff, glauben —“

„Daß die Prinzessin meine Neigung erwidert, Hoheit. Allerdings!“

„Dann muß ich Ihnen ja wohl diesen beseligenden Glauben lassen. Und obgleich ich kein Freund von Mesalliancen bin — unter den obwaltenden Umständen willige ich ein, um den Makel des Verschmähtseins von ihr zu nehmen."

Bei dem Verlobungsfeste im intimsten Kreise, das vor des Erbprinzen Abreise im Derenburger Schlosse gefeiert wurde, leuchtete das stille Glück aber derart aus Bathildens Augen, daß die Herzogin zweifelhaft wurde.

„Für eine Braut, die sich nur aus Verdruß verlobt, sah Bathilde heute abend sehr strahlend aus," meinte sie nach dem Feste. „Fandest du das nicht auch?"

„Sie spielt ausgezeichnet Komödie."

„Sie ist im stande und wird glücklich, mir zum Trotz," meinte die Herzogin.

„Und wenn auch! Es ist doch nur ein Glück im Winkel!" entgegnete der Herzog verächtlich.

Bathilde jedoch bedauerte niemals, daß sie das Glück im Winkel gewählt hatte.



Unsere
deutschen Truppen in China.

Zeitgeschichtliche Bilder von Ernst Montanus.

Mit 15 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Nach amtlicher Meldung vom 1. November 1900 weht die deutsche Flagge nun auch auf der großen chinesischen Mauer an der Grenze der Provinzen Schansi und Petschili. Wer das noch vor zehn Jahren vorhergesagt hätte, würde als ein thörichter Phantast ausgelacht worden sein. Gegenwärtig aber, nachdem wir über 20,000 deutsche Landsleute nebst einem beträchtlichen Teil unserer Kriegsflotte nach Ostasien gesandt und einen deutschen General als Führer der verbündeten Heere nach Peking geschickt haben, blicken viele Tausende in der Heimat mit banger Sorge um das Schicksal der dort kämpfenden Ihrigen nach dem „Reiche der blumigen Mitte". Mit Spannung wartet alles auf jede Nachricht von unseren Truppen, die nicht nur mit einem verschlagenen und ihnen an Zahl zehnfach überlegenen Feinde zu thun haben, sondern auch von Krankheiten und Seuchen bedroht sind und oft genug die härtesten Strapazen und schlimme Witterungsunbilden ertragen müssen. Teilnehmend wird jede Schilderung von dem Leben und Treiben unserer Wackeren im fernen Osten

verfolgt, und somit dürfen auch wohl unsere erläuternden Ausführungen zu einer Reihe darauf bezüglicher Bilder, zum Teil nach von an Ort und Stelle gemachten Aufnahmen, auf das Interesse der Leser rechnen.



Leutnant vom ostasiatischen Expeditionscorps in der Tropenuniform und in Kriegsausrüstung.

Was die Verteilung der deutschen Landstreitkräfte in der Provinz Petschili betrifft, so standen im Anfang des November in Peking das 1. und 2. Seebataillon, die 1. Infanteriebrigade ohne das 1. Bataillon des ostasiatischen Infanterieregiments Nr. 2, die 2. Eskadron des Reiterregiments, die 1. Abteilung des Feldartillerieregiments, die Marinefeldbatterie und ein Pionierdetachement. In Schanhaikwan befand sich das 1. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 2; in Paotingfu: die 2. Infanteriebrigade, die 1. Eskadron des Reiterregiments,

die 2. Abteilung des Feldartillerieregiments und ein Pionierdetachement; in Tientsin: das Kommando des ostasiatischen Expeditionscorps, die 3. Infanteriebrigade und die Jägercompagnie, der Stab, die 3. und 4. Eskadron des Reiterregiments, der Stab und die 3. Abteilung des Feldartillerieregiments, sowie der Rest des Pionierbataillons. In Taku stand eine Batterie vom Bataillon der schweren Feldhaubitzen, während die Eisenbahntruppen längs der Bahnstrecke Jangtsun—Peking verteilt waren.



Sergeant vom ostasiatischen Expeditionscorps in Kriegsausrüstung.

Unsere deutschen Chinakrieger sind natürlich mit entsprechenden Tropenuniformen und mit neuer Kriegsausrüstung versehen worden. Die sogenannten Khakiuniformen sind in Wirklichkeit aus braungefärbtem deutschen Drillich, der viel dauerhafter

ist, dazu wird im Sommer ein breitrandiger Strohhut oder die Mütze getragen. Die Ausrüstung für den Winter ist Litewka und Helm, dazu Tricotunterzeug u. s. w. Eingehendste Sorgfalt wurde den sanitären Vorbereitungen gewidmet. Sehr reichlich bemessene Sanitätsformationen, bewegliche und stehende Lazarette, Lazarettschiffe, und ebenso reichliche Trainformationen für die Bereithaltung des Nachschubs und der Verpflegung wurden den Truppen beigegeben. Durch Mitführung zahlreicher Zelte, wasserdichter Lagerdecken und Moskitonetze ist für eine möglichst gute Unterbringung der Mannschaften gesorgt, für den Fall, daß Ortschaften nicht belegt werden können.



Sanitätsunteroffizier vom ostasiatischen Expeditionscorps in Khakiuniform.

Die Handfeuerwaffen, die den eingeschifften Truppen mitgegeben wurden, sind ausnahmslos neuester Konstruktion. Das Infanteriegewehr 1898 wie der Karabiner 1898 gehören zu den besten Mehrladern der Gegenwart. Sie unter-

scheiden sich von dem Modell 1888 vornehmlich dadurch, daß bei ihnen der Laufmantel fortgefallen ist, weshalb den Laufwandungen eine größere Stärke gegeben werden konnte. Die Handhabung des Gewehrs, auch wenn bei fortgesetztem Schießen der Lauf heiß wird, ermöglicht ein hölzerner „Handschuh“ im mittleren Teile des Gewehres, so daß an dieser Stelle der Lauf auf allen Seiten vom hölzernen Schafte umgeben ist. Die Zahl



Das für den Grafen v. Waldersee bestimmte Asbesthaus.
Nach einer Photographie von C. Böttcher in Bremerhaven.

der Züge ist vermehrt, wodurch die Flugbahn gestreckter wird. Am Schloß besteht die wesentliche Verbesserung darin, daß der Verschlußkopf mit dem Schlößchen fest verbunden ist und sich nicht abnehmen läßt. Die fünf Patronen der einmaligen Magazinladung sind nicht mehr übereinander, sondern zickzackförmig nebeneinander gelagert, zwei an der inneren und drei an der äußeren Seite. Die Patronenrahmen sind bei dem neuen Gewehr abgeschafft; an seine Stelle ist der Ladestreifen getreten, auf den die Patronen mit der Einbörtelung nahe am

Patronenboden aufgeschoben sind. Die nach China abgegangene Feldartillerie hat noch Schnellfeuergeschütze älterer Konstruktion mitnehmen müssen; die neuesten von 1896 sollen aber nachgesandt werden.

Unter den Zurüstungen für die Chinaexpedition bildete das für den Oberbefehlshaber der internationalen Streitkräfte, den Generalfeldmarschall Grafen v. Waldersee, bestimmte Asbesthaus einen hervorragenden Gegenstand des Interesses, sowohl wegen seiner Bestimmung als auch wegen des neuen und eigenartigen Asbestschiefermaterials, aus dem es hergestellt worden ist. Es wurde im Auftrage des preußischen Kriegsministeriums von der Hamburger Aktiengesellschaft für Asbest- und Gummiwerke Alfred Calmon hergestellt. Der in nur acht Tagen fertig gemachte Bau macht mit seinen weißen Wänden und grünen Jalousien den Eindruck eines freundlichen Landhäuschens. Es ist 17 Meter lang, 12 Meter breit und 3½ Meter hoch. Dach und Wände sind aus doppelten Asbestplatten von einem Quadratmeter Fläche und 5 Millimeter Dicke gebildet, die durch Holzleisten miteinander verbunden sind. Das hohe Isolationsvermögen des Asbestes schützt die Bewohner gegen Hitze wie Kälte und alle anderen klimatischen Nachteile; auch die Luftschicht zwischen den doppelten Wänden soll die Temperaturschwankungen ausgleichen. Trotz seines erstaunlich leichten Gewichtes ist das Asbesthaus sehr stabil und bietet selbst einem Sturm Widerstand. Beim Eintritt gelangt man zuerst in den Empfangsraum, dem sich links das Arbeits-



Postdirektor Schellhorn.

zimmer des Feldmarschalls, rechts das Zimmer für die Ordonnanzen anschließt. Die Hinterseite des Hauses enthält vier Stuben, zwei als Privatwohnung des Grafen Waldersee, zwei für den persönlichen Adjutanten bestimmt. Der Aufbau des Hauses kann in acht Stunden, der Abbruch in fünf Stunden bewerkstelligt werden.

Um den Feldpostdienst für die mobil gemachten Truppen



Ankunft des 1. Bataillons des 1. ostasiatischen Infanterieregiments, sowie des Stabes in Schanghai.

zu versehen, wurde eine entsprechende Anzahl von Beamten, Unterbeamten und Postillonen der Reichspost nach China geschickt. Die Oberleitung des dortigen deutschen Postdienstes ward dem deutschen Postdirektor Schellhorn übertragen, der seit 1899 Leiter des Schanghaier Postamtes ist und als hervorragend befähigter Postorganisator gilt. Der Feldpostdienst in Ostasien nahm rasch an Ausdehnung zu, und im November wurde bereits eine Verstärkung des Personals von Beamten, Schaffnern und berittenen Postillonen erforderlich. Auch weitere Postwagen, und zwar Briefkarriole, wurden von Berlin aus den Feldpostanstalten überwiesen.

In Peking wurde ein deutsches Postamt eingerichtet, womit die Anzahl der neben den Feldpoststationen in China befindlichen deutschen Postanstalten auf acht gestiegen ist. Eigentliche Postämter befinden sich nunmehr in Schanghai, Hankau, Tientsin, Tschifu, Tsingtau und Peking; Postagenturen in Futschou und Tafutur. Die Postämter in Schanghai, Tientsin, Tschifu, Peking und



Die Spitze der in Shanghai einmarschierenden deutschen Truppen.

Tsingtau werden von Postfachbeamten verwaltet, das Postamt in Hankau von Konsulatsbeamten, die Agentur in Tafutur im Kiautschougebiet von Verwaltungsbeamten. Die Postanstalten in China unterstehen unmittelbar dem Reichspostamt; nur die beiden Anstalten im Kiautschougebiet sind dem deutschen Postamt in Schanghai in Bezug auf Abrechnung und Dienstbetrieb zugeteilt.

Schanghai in der Provinz Kiansu an dem tiefen Wusung- oder Whampufluß, 22 Kilometer von dessen Mündung in den Jantsekiang, ist Chinas bedeutendste Hafen-



Auf dem „Bund“ im Europäerviertel von Schanghai.

und Handelsstadt. Sie ist neuerdings zu einem internationalen Kriegshafen und -lager geworden; in dem Hafen ankern deutsche, amerikanische, englische, französische, holländische, japanische und russische Kriegsschiffe, und am Lande sieht man die uniformierten Vertreter der verschiedensten Nationen gleichfalls friedlich und gemütlich miteinander verkehren.

Ein wahrer Festtag war es für die in diesem ostasiatischen Handelsemporium lebenden Deutschen, als dort im September zwei Compagnien des 1. Bataillons vom 1. ostasiatischen Infanterieregiment landeten. Die französischen Behörden hatten eine Ehrenwache von der Marineinfanterie gestellt, auch hatten sich das Pfeifercorps der englisch-ostindischen 14. Sikhs und das Musikcorps des deutschen Kreuzers „Fürst Bismarck" eingefunden.

Die Ausschiffung ging ohne jedes unnötige Kommando, fast wortlos, in schönster Ordnung und binnen sehr kurzer Zeit vor sich. Hierauf marschierten die Truppen, den berittenen Stab an der Spitze, mit „Augen links" an den präsentierenden Franzosen vorbei und dann weiter durch den europäischen Stadtteil („Settlements"), dessen Glanzpunkt der „Bund", eine den Fluß begleitende Quaistraße mit stattlichen Gebäuden auf der Landseite, bildet. „Unsere Soldaten," schreibt ein in Schanghai wohnender Deutscher, „voran die 1. Compagnie (die nur aus Gardeleuten zusammengesetzt ist), machten bei ihrer Länge und Breite, mit ihren breitkrempigen Strohhüten einen überaus strammen Eindruck. Die Deutschen konnten sich vor Stolz und Freude, die anderen Nationen (Engländer, Franzosen, Russen, Portugiesen, Belgier, Holländer, Indier, Italiener, Schweden, Dänen u. s. w.) vor Staunen und Bewunderung über so etwas von Strammheit kaum bergen. Den Chinesen und Japanern imponierte besonders der riesige Tambourmajor mit seinem gewaltigen Stab."



Die deutschen Truppen auf dem Marsche nach dem Iltisdenkmal in Schanghai.

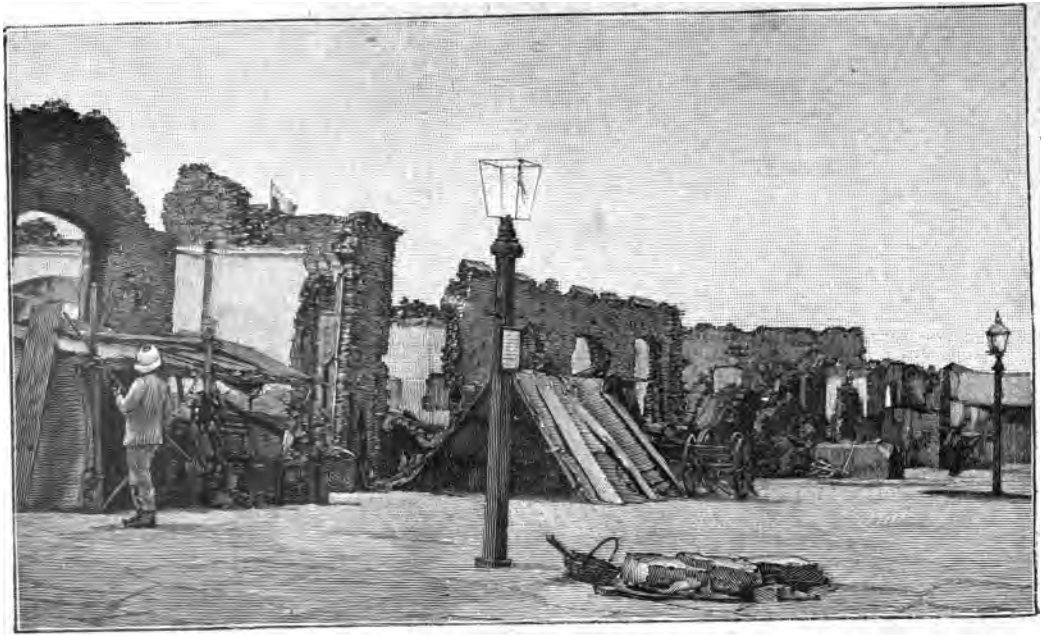
Am Iltisdenkmal stellten sich die Truppen im Viereck auf, dann hielt der Oberst eine kurze Ansprache an die Leute und ermahnte sie, dem Beispiel der Besatzung des „Iltis“ nachzueifern; zum Schluß wurde unter präsentiertem Gewehr ein dreimaliges Hoch auf den Kaiser ausgebracht.

Das Iltisdenkmal in Schanghai ist errichtet zum ehrenden Gedächtnis der am 23. Juli 1896 an der chinesischen Küste in einem furchtbaren Sturme mit dem Kanonenboot



Deutsche Truppen beim Bau einer Brücke über einen Nebenfluss des Peiho.

„Iltis“ untergegangenen Offiziere und Mannschaften. Nach einem dreifachen Hurra auf den Kaiser versanken sie, wie einer der wenigen ans Land gespülten Ueberlebenden berichtete, unter dem Gesange des deutschen „Flaggenliedes“ in den Wogen. Nicht weniger heldenmütig hat sich die Mannschaft des an die Stelle des untergegangenen „Iltis“ getretenen gleichnamigen Kanonenbootes beim Sturm auf die Takuforts unter dem bei jener Gelegenheit schwer verwundeten Kapitänleutnant Lans erwiesen. Ganz hervorragend waren ferner die Leistungen der Deutschen unter dem Kapitän zur See v. Usedom bei der verunglückten Seymourschen Expedition zum Entsatze



Die Rue de France in Tientsin nach der Einnahme.

der in Peking eingeschlossenen Gesandtschaften. Der deutschen Tapferkeit war es in erster Linie zu danken, daß die Expedition unterwegs nicht vernichtet wurde, sondern Tientsin glücklich wieder erreichte.

Die für die Verbündeten in China so ungemein wichtige Stadt Tientsin besteht aus den Fremdenansiedelungen und der Chinesenstadt. Zu beiden Seiten der ersteren liegt auf dem linken Peihoufer das Ostarsenal und auf dem rechten das Westarsenal. Von diesen beiden Arsenalen aus nahmen die Chinesen während der langwierigen Kämpfe um den Besitz von Tientsin die Fremdenstadt unter Kreuzfeuer und richteten gewaltige Verheerungen darin an. Namentlich die Rue de France in der französischen Niederlassung war nach der Einnahme beider Arsenale und der Chinesenstadt durch die Verbündeten nur noch eine traurige Ruinenstätte.

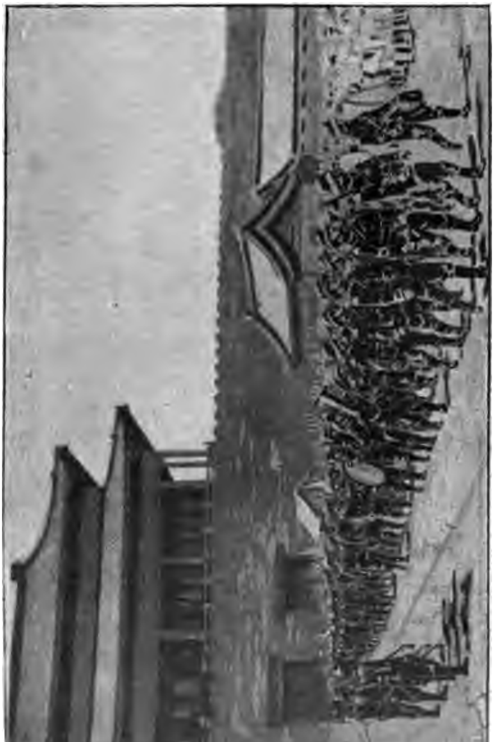


Oberleutnant Graf v. Soden.

Die dritte glanzvolle Ruhmesthat der Deutschen in dem ersten Abschnitte der Kämpfe auf chinesischem Boden, der mit der Einnahme von Peking abschloß, bildete endlich die tapfere Verteidigung der dortigen Gesandtschaften durch die deutsche Schutztruppe unter ihrem Führer, dem Oberleutnant Graf v. Soden.

Unter schweren Verlusten kämpfte die Heldenschar zehn volle Wochen, vom 5. Juni bis zum 15. August, mit einem an Zahl hundertfach überlegenen Feinde. Von den 51 Mann sind nicht weniger als 27 getötet oder verwundet worden. Der Kaiser verlieh dem Grafen Soden als

Zeichen der Anerkennung für sein tapferes Verhalten den Orden pour le mérite, allen Mannschaften das Militärehrenzeichen erster Klasse und dem Eroberer einer chinesischen Fahne das Militärverdienstkreuz.



Die deutschen Truppen beim Durchmarsch durch den kaiserlichen Palast in Peking am 28. August 1900.

Nach der Einnahme von Peking trafen die fremdländischen Truppenführer zunächst die Vereinbarung untereinander, daß die Truppen keiner einzigen Macht den kaiserlichen Palast, aus dem der Hof bei dem Nahen der

„Barbaren" geflüchtet war, betreten sollten. An seinen Thoren wurden Wachtposten der Verbündeten aufgestellt. Am 28. August fand dann als ein Akt öffentlicher Demütigung des chinesischen Kaiserstolzes der Durchzug der internationalen Truppen durch den Palast statt. Er er-



Deutsche Offiziere auf der Bahnstation Congku.

folgte von Süden nach Norden mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; nirgends begegnete ihm Widerstand. Die tags zuvor unterrichteten Palastbeamten öffneten selbst die Thore und begleiteten den Zug. Beim Ausgang aus dem Nordthor defilierten die Truppen, durch lebhafte Zurufe begrüßt, vor den Generalen und dem diplomatischen Corps. Beim Vorbeimarsch der deutschen Abteilung spielte die russische Militärkapelle das „Heil dir im Siegerkranz"

und intonierte für die französische Abteilung die Marseillaise.

Seit der Besetzung von Peking haben die internationalen Truppen ihre Okkupationssphäre immer mehr erweitert. Ueberall sind unsere deutschen Truppen wacker



Lagernde deutsche Truppen auf der Bahnstation Tongku.

mit dabei, und von allen Seiten wird nicht nur ihre Tapferkeit, sondern auch ihre unvergleichliche Mannszucht und tadellose Haltung rühmend anerkannt.

Der Ort, wo die Ausschiffung des ostasiatischen Expeditionscorps stattfand, ist die Reede von Taku. So ungünstig sie ist, man hatte keinen anderen Hafen zur Verfügung, der der Bahnlinie nach Peking nahe liegt. Von den weit draußen auf der Reede ankernden Schiffen

mußten die Truppen, das Kriegsgerät und Gepäck auf Leichter umgeladen werden, flachgehende Fahrzeuge, die nahe der Bahnstation Tongku anlegen konnten. Tongku wurde zum deutschen Etappen-Hauptort erwählt, und nach Eintreffen jedes Transportschiffes gewahrte man dort lagernde deutsche Truppen, welche der Weiterbeförderung durch die Bahn nach Peking harrten.

Jetzt ist auch in China der Winter eingetreten, und die Reede von Taku wird bald durch Eis versperrt sein. Die Verbindung mit unseren deutschen Truppen wird — falls es nicht doch gelingen sollte, die Reede von Taku offen zu halten — durch den Hafen von Schanhaikwan aufrecht erhalten, von dem aus eine Bahnlinie nach Tongku führt, die von den Chinesen zerstört war, aber gerade noch rechtzeitig wiederhergestellt worden ist.

In der wilden Walachei.

Erzählung von A. D. Borum.

1.

Oesterreich hatte während des Krimkrieges die Donaufürstentümer Moldau und Walachei — das jetzige so mächtig emporgeblühte Königreich Rumänien — militärisch besetzt, und seine Truppen verrichteten während der mehr als dreijährigen Okkupation manche Kulturarbeit in diesen zur damaligen Zeit noch zu „Halbasien" gehörenden Landstrichen, deren Zustand ein in Militärkreisen bekanntes Lied so schildert:

„Die Häuser sind entdächert,
Von Sturm und Wind durchlöchert —
O wilde Walachei!
Der Richter und der Schinder
Sind zwei Geschwisterkinder —
O wilde Walachei!"

Die Oesterreicher vermaßen das Land, bauten Straßen und Wege, führten eine Brief- und Fahrpost ein und drillten die Miliz der neuerstandenen suzeränen Fürstentümer nach kaiserlich-königlichem Schnitt zu ganz brauch-

baren Infanteristen und Reitern. Ueber eine Artillerie verfügten die Walachen nicht, die einzige Fußbatterie, die sie besessen, war von den durchmarschierenden Russen ohne weiteres mitgenommen worden. Daher stachen ihnen die österreichischen Kanonen sehr in die Augen, namentlich die seiner Zeit sogenannten Kavalleriebatterien, eine österreichische Spezialität, bei der die fünf Mann der Bedienung auf der langen Lafette, rittlings einer hinter dem anderen sitzend, fortgebracht wurden.

Gefielen die Geschütze und deren prächtige Bespannungen den Herren Walachen, so zogen ihre glutäugigen Frauen und Töchter die Artilleristen allen anderen Truppen vor. Daher versammelte sich stets die halbe Einwohnerschaft von Bukarest auf dem großen Uebungsfelde, Campu de la Baniassa, wenn dort die Kavalleriebatterien übten.

Die Batterie Nummer 12, die Oberleutnant Wladimir Adraks kommandierte, exerzierte an einem sonnigen Maitag des Jahres 1856 im Feuer und schoß nach der Scheibe. Die Zuschauer drängten sich außerhalb des abgesperrten Raumes so nahe als möglich an die Geschütze, so daß der Feuerwerker Mahala Mühe hatte, die Neugierigen in Ordnung zu halten. Genannter Unteroffizier war zu diesem Dienst ausersehen, weil er der einzige in der Batterie war, der rumänisch sprach.

Oberleutnant Adraks war heute nicht ganz bei der Sache; ihm war unter der Menge wiederum eine Dame aufgefallen, die bei allen Uebungen der Artillerie zugegen war und wohl eine besondere Verehrerin der Sache, vielleicht auch ihrer Diener sein mußte. Ja, seit einiger Zeit ertappte sich Adraks sogar bei dem durchaus nicht unangenehmen Gedanken, daß das artilleristische Interesse der schönen Rumänin seine eigenen Person gelten könne. Ganz ausnehmend schön war diese Rumänin in der That, wie der Offizier sich durch mitunter ganz auffällige Beobach-

tung überzeugte; nicht zu groß, nicht zu voll, alles in harmonischer Proportion, Wuchs, Gestalt, Bewegung, Benehmen. Der matte Teint des Gesichtes pfirsichfarben angehaucht, die römische Nase kräftig entwickelt, Wimpern, Brauen und die üppigen Haare schwarz wie die Nacht, und in den Augen ein Feuer, das auch ein minder empfängliches Herz als jenes, das in der Brust des unternehmenden Leutnants schlug, zu entflammen vermochte.

Der Soldat geht meist rasch entschlossen auf sein Ziel los. Während der üblichen Ruhepause näherte sich also Oberleutnant Abraks der Schönen und fragte, ob es ihr Vergnügen bereiten würde, die Geschütze in der Nähe zu betrachten.

Bei der deutschen Anrede zuckte die Dame erst leicht zusammen, und ein tiefes Rot überzog ihr Gesicht; aber gleich überwand sie ihre Verlegenheit und versetzte mit einem allerliebsten Lächeln: „Nemieu Domnule — nix verstehen Deutsch!"

Da war guter Rat teuer, denn der rumänische Sprachschatz, über welchen Abraks verfügte, betrug kaum einige wenige, in letzter Zeit erst aufgegabelte Wörter, und mit dem Französischen, das er darauf versuchte, ging es so holperig auf beiden Seiten, daß endlich der Feuerwerker Mahala als Dolmetsch herbeigerufen werden mußte.

Mit leichter Kopfneigung zum Danke nahm jetzt die Dame das Anerbieten des Oberleutnants an und trat sicheren Schrittes, gefolgt von ihrer Begleiterin, offenbar einer Freundin oder Zofe, zu den Kanonen, welche Mahala nun erklärte. Aber nur an der Begleiterin fand er eine aufmerksame Zuhörerin, während die Dame es vorzog, den in drei Sprachen gestammelten, durch mimische Bewegungen unterstützten Ausführungen des Oberleutnants zu lauschen. Sie ließ sich auch das Visieren erklären und zielte selbst nach der Scheibe.

„Très bien — sehr gut!“ lobte der Offizier, das Visier nachsehend, „so bleibt es. Sehr schöne Richtung! Hätten Sie auch den Mut, eine Kanone abzufeuern?“

„Pourquoi pas?“ entgegnete sie leichthin und ergriff den Luntenstock mit der glimmenden Lunte.

Das Zeichen zum Wiederbeginn des Schießens ertönte.

Furchtlos und mit einer Sicherheit, als thue sie etwas ganz Gewohntes, legte die Rumänin die Lunte an, und krachend löste sich der Schuß.

„Doamne sfirle — heilige Jungfrau!“ rief sie erschrocken, durch den Knall aus nächster Nähe nun doch zurücktaumelnd.

Abraks, der vorsichtshalber ganz nahe bei ihr gestanden hatte, wollte sie in den Armen auffangen, doch sie entzog sich ihm durch eine kaum merkliche Wendung des Körpers, nur ein Blick der Augen dankte ihm. Ach! Was glaubte der Offizier in dieser Sprache der Augen noch alles zu vernehmen!

„Ein Prachtmädel!“ In diesem stummen Urteile sprach sich seine Bewunderung für die Schöne aus.

Von der Scheibe her wurde signalisiert, und die Trompeter verkündeten einen Treffer in das Schwarze.

„Bravo, bravo!“ rief der Oberleutnant laut, und, einer kecken Eingebung folgend, neigte er sich zu der Bewunderten und flüsterte ihr ins Ohr: „Ihre Kugel traf mitten die Scheibe — Ihre Augen mitten in mein Herz.“

Ob die Rumänin die Worte verstanden hatte, ist fraglich. Den Sinn derselben erriet sie jedenfalls. Doch ehe ihr Mund oder ihre Blicke zur Antwort bereit waren, erschien ein kleiner, magerer, gallsüchtig dreinblickender Herr beim Geschütze. Er hatte sich rücksichtslos durch die Menge Bahn gebrochen.

„Was machst du hier?“ fuhr er die schöne Rumänin an. „Sofort folge mir nach Hause!“

Ohne ein Wort zu erwidern, den Blick zu Boden gesenkt, beschämt und gedemütigt, ließ sich die Dame, deren Hand der Ankömmling erfaßt hatte, wegführen. —

„Donnerwetter!“ fuhr Oberleutnant Abraks, nachdem er sich von dem ersten Staunen erholt hatte, auf. „Was ist denn das für ein grobes Untier?“

Feuerwerker Mahala trat rasch zu seinem Vorgesetzten. „Es ist der Vater des Fräuleins.“

„So! Kennen Sie die Dame?“

„Ja — das heißt eigentlich nur ihre Gesellschafterin. Von dieser weiß ich, daß die Dame Julka heißt und Tochter des Herrn Traila Odobescu ist.“

„Dieses grausamen Kerls da! Was ist er?“

„Jetzt ein hoher Beamter im Verwaltungsrate des Fürsten Cantacuzene; früher war er russischer Artillerieoffizier. Er hat uns nicht besonders gerne.“

„Wen — uns?“

„Uns Oesterreicher, besonders die Artilleristen.“

„Kann mir vollkommen gleichgültig sein, wenn seine Tochter anderer Meinung ist. Wirklich ein bezauberndes Wesen. Die wäre im stande —“

Die letzten Worte sprach er nicht mehr aus, aber seine Gedanken beschäftigten sich um so mehr mit dem heutigen Abenteuer. —

Beim Nachhausereiten winkte er seinen Unteroffizier herbei. „Mahala, Sie müssen mir eine Gefälligkeit erweisen.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

„Sie müssen mir Unterricht in der rumänischen Sprache erteilen; man kann ja nicht wissen, wozu man das braucht.“

„Wird mir eine hohe Ehre sein, Herr Oberleutnant.“ Das verständnisinnige Lächeln, das einen Moment über die Züge des Untergebenen huschte, belehrte den Vor-

gesetzten, daß der Zweck dieses Unterrichtes vollkommen verstanden war.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später erhandelte Fräulein Julka Odobescu in dem einzigen Buchladen der Stadt eine „deutsch-rumänische Grammatik zum Selbstunterricht“, wie solche aus Anlaß der Okkupation von Wien und Hermannstadt aus in Verkehr kamen.

Was nun folgte, war der übliche Gang gewöhnlicher Liebesgeschichten. Der Keim der Liebe war in beider Herzen aufgegangen, sproßte und wucherte üppig hervor und festigte sich durch sichere Wurzeln. Sehen konnten sich die Verliebten täglich, lag doch das schmucke Landhaus Odobescus in der Hauptstraße der Stadt, unweit der einzigen, „Malmaison“ genannten Kaserne, und Abraks hatte nun ein außergewöhnliches Interesse gewonnen, zu verschiedenen Tageszeiten die Thorwache der Kaserne zu visitieren und sich stundenlang am Fenster des Wachtzimmers aufzuhalten. Schräg gegenüber lagen die Fenster, in deren Rahmen öfter als nötig Julka sich zu schaffen machte. Sprechen konnte Abraks seine Heißgeliebte leider nur selten, gleichsam nur im Fluge, zumeist bei öffentlichen Gelegenheiten, da der Vater sie strenge hütete, doch blieb ihnen der briefliche Verkehr, der sehr bequem war.

Die Post versorgten kaiserliche Beamte, welche die postlagernd abgegebenen Briefe der immer verschleiert erscheinenden Julka oder ihrer Gesellschafterin übergaben; die an den Oberleutnant anlangenden Briefe behob für die Artillerie der verschwiegene Mahala. So vergingen die Monate in regem Gedankenaustausch. Julka lernte Deutsch, Abraks Rumänisch.

Das Verhältnis hatte durch den Widerstand des Vaters auch den süßen Reiz des Geheimnisses; indessen dachten

die Liebenden allen Ernstes daran, nächstens vor dem gestrengen Vater offen Farbe zu bekennen.

Der Pariser Frieden machte die weitere Okkupation überflüssig, und bald nahte die Zeit heran, wo die Oesterreicher das Land räumen sollten. Julka wollte bis dahin die Frau ihres geliebten Wladimir sein und war gern bereit, ihm in seine Heimat, das ihr so prächtig geschilderte Wien, zu folgen.

2.

Es war an einem feuchtkalten Februartage, dreiviertel Jahre hatte schon die Bekanntschaft Julkas mit Abraks gedauert, als dieser wieder, wie fast täglich, im Wachtzimmer der Kaserne erschien, um am Fenster desselben durch verabredete Zeichen zu telegraphieren, daß er einen Brief auf die Post trage. Dieser Brief sollte verkünden, daß nächster Tage der lange hinausgeschobene Schritt ausgeführt werden sollte, und Abraks bei Herrn Odobescu um Julkas Hand anhalten werde.

Da tönte Lärmen und Peitschenknall die Straße herauf und lockte den jungen Offizier hinaus. Ein kleiner, grellfarbig angestrichener, aber sonst ganz landesüblich elender Karren, von fünf galoppierenden Pferdchen im sausenden Tempo fortgezogen, hüpfte und rasselte mit solchen Sprüngen und Schwankungen daher, daß der Insasse herausgeschleudert worden wäre, wenn er nicht wie der Postkutscher sich mit starken Riemen am Wagengeländer befestigt hätte. Als der gerüttelte und geschüttelte Insasse dieses seltsamen Gefährtes den Oberleutnant Abraks bemerkte, schrie er ein lautes Halt dem Postkutscher zu. Zwar riß dieser mächtig an den Leitseilen, aber das Wägelchen hüpfte doch noch fast hundert Schritte in derselben Richtung fort, bis endlich die fünf zu zwei und

drei nach russischer Art vorgespannten Pferde zum Stehen gebracht werden konnten.

Abraks hatte auch den Passagier erkannt und lief dem Wagen nach.

„Willkommen in diesem wilden Lande! Servus, Herr Major Fligely!“ rief er und fiel dem guten alten Bekannten, der sich aus seinen Riemen herausschälte, in die Arme.

„Was ist das für ein merkwürdiges Fuhrwerk, das dich hergebracht hat, Herr Major, und was der Zweck deiner Reise aus unserem lieben Oesterreich in dieses Halbasien?“

„Gemach, langsam, lieber Freund. Erstens ist das die neue fürstlich walachische Post, seit gestern an Stelle unserer bisherigen Militärpost eingeführt; zweitens mache ich in dieser Weise bereits neunundzwanzig Meilen mit unterlegten Pferden von Kronstadt her als kaiserlicher Kurier.“

„Oho, wichtige Nachrichten?“

„Ja, die Okkupation ist zu Ende, in einigen Wochen geht's heim, zurück an die blaue Donau. — Nun, Abraks, und du schreist nicht auf voll Freude? — Hast vielleicht hier Wurzel geschlagen, he? Sollen verwünscht schöne Weiber hier in dieser wilden Walachei hausen.“

Oberleutnant Abraks antwortete nicht auf diese Anspielung. „Und sonstige Nachrichten?“ fragte er nur.

„Die ganze Mappe hier voll, aber alles wohlverschlossen. Ich weiß selbst nichts. Ist aber auch etwas von der Artilleriedirektion für euch da, etwas ganz Besonderes. Doch wo ist denn die Kommandantur?“

„Nicht weit von hier, im Hause des Quarantänedirektors Mavros. Schick den Teufelskarren fort, ich führe dich hin.“

„Schön, mein Junge, ich folge dir.“ — —

Auf dem Rückwege trat Abraks in die Post ein, um seinen Brief abzugeben. Hier traf er statt der bisherigen österreichischen bereits walachische Beamte an.

Einer derselben, ein noch sehr junger Mann, nahm den Brief in Empfang. „Hm, ein Poste restante-Brief," sprach er und blätterte in einem Hilfsbuche nach, um bei seiner Unvertrautheit mit dem neuen Amte eine Stütze zu suchen. „Kostet einundachtzig Parale, das heißt, Herr Oberleutnant brauchen heute noch nichts zu bezahlen, da der Brief mit österreichischen Marken beklebt ist. Von nächster Woche an jedoch gelten nur noch die neuen rumänischen Marken."

„Sehr angenehm, das zu wissen," dankte in gleichgültigem Tone der Offizier.

„Domnule Sojnarescu," ermahnte der Amtsvorstand den jungen Postbeamten, „Sie müssen aber trotzdem auch die österreichischen Marken mit unserem Stempel versehen."

„Ascha! Soll geschehen, Domnule!" Und der Beamte drückte umständlich zwei Handstempel auf, einen kreisrunden, mit dem Ochsenkopf Rumäniens und dem Posthorn in hellblauer, und einen Schriftstempel in dunkelblauer Farbe.

Abraks hatte sich bereits entfernt und war nicht mehr Zeuge dieser Operation.

Wenige Stunden später erschien Julka im Amte. Erst zögerte sie, als sie lauter neue Gesichter gewahrte, dann aber trat sie zum Schalter und nannte die Zeichen und Chiffren ihres postlagernden Briefes, den ihr auch der junge Beamte ohne weiteres aushändigte.

„War das nicht die Tochter des Domnule Traila Odobescu?" fragte der Amtsvorstand und sah durch das Fenster der sich Entfernenden nach. „Freilich war sie es — und korrespondiert postlagernd mit einem österreichischen Offizier. Da weiß der gute Traila sicher nichts davon. Muß es ihm sagen." —

Am folgenden Tage polterte Odobescu in die Wohnung des Offiziers, bei welchem sich zufällig Major Fligely zum Besuch befand. Ohne besondere Einleitung und ohne Rücksicht auf den Gast warf er dem Oberleutnant sein Benehmen vor, hinter dem Rücken des Vaters mit der Tochter zu korrespondieren.

„Halten Sie ein!" rief Abraks. „Richtig ist, daß ich erst der Zuneigung der jungen Dame sicher sein wollte, ehe ich mit meiner Werbung vor Sie trat, aber das ist kein Verbrechen, dergleichen wird vorkommen solange die Liebe auf der Welt herrscht. Aber schon morgen wäre ich vor Sie hin getreten, um Sie um die Hand Fräulein Juliens zu bitten."

„Die Mühe ersparen Sie sich. Meine Tochter ist nicht für Sie."

„Darf ich um die Gründe dieser schroffen Abweisung bitten?"

„Bin nicht verpflichtet, sie Ihnen zu nennen."

„Haben Sie gegen meine Person etwas einzuwenden?"

„Ihre werte Person hat mich bisher so wenig interessiert, daß Sie über diesen Punkt beruhigt sein können; die einzige Eigenschaft, die ich von Ihnen kenne, ist, daß Sie Ihre Batterie sehr tüchtig ausgebildet haben."

„Mein Stand kann Ihnen auch nicht den Grund zur Weigerung geben, da Sie selbst Offizier waren."

„Vielleicht ist es aber doch so."

„Dann werfen Sie unserem ganzen Offiziercorps eine Beleidigung ins Gesicht."

„Das ist Ansichtssache. Uebrigens steht es Ihnen frei, darüber zu urteilen, wie es Ihnen gutdünkt. Ich verzichte auf jede weitere Auseinandersetzung. Ebensowenig, wie Sie mir Ihre Kavalleriebatterie je geben werden, ebensowenig werde ich Ihnen meine Tochter geben. Und damit empfehle ich mich, mein Herr. Falls Sie

wegen des angedeuteten Grundes meines Widerstandes etwas verfügen wollen, werden Sie mich wohl zu finden wissen."

Sprach's und verließ steif grüßend das Zimmer.

„Ein sonderbarer Patron!" meinte Fligely.

Ratlos, in verbissenem Grimm rannte Adraks im Zimmer auf und nieder. „Was soll ich thun?" ächzte er, vor dem Freunde endlich stehen bleibend. „Ich kann doch nicht den Vater meiner Julka niederknallen oder zusammensäbeln?"

„Das ist natürlich ausgeschlossen, überdies aus politischen Gründen jede derartige Unternehmung strenge verboten. Indessen ist die Angelegenheit doch nicht leicht genug, um sie auf sich beruhen zu lassen. Wir beide — ich als Augen- und Ohrenzeuge — müssen den Vorfall unseren Vorgesetzten zur Anzeige bringen, ja er muß bis zu Seiner Excellenz dem kommandierenden General dringen."

Der Rat war gut und wurde sofort ausgeführt. Feldmarschalleutnant Graf Coronini-Cronberg, ein gütiger, wohlwollender Herr, ließ sich den Auftritt wortgetreu erzählen.

„Wie war das letzte nur?" fragte er. „Das von der Kavalleriebatterie?"

„Herr Odobescu sagte," erklärte Adraks, „er werde mir ebensowenig seine Tochter geben, als ich ihm meine Batterie."

„Hm, hm — so sagte er?" wiederholte halblaut wie für sich der General, während ein flüchtiges Lächeln sein Gesicht erhellte. „Nun, lassen wir vorläufig die Sache auf sich beruhen. Ich kenne den Herrn Odobescu, glaube auch den Grund zu erraten, wegen dessen er Sie abweist. Ihre schöne Batterie ist ihm ein Dorn im Auge, weil sie unwillkürlich zum Vergleiche mit jener elenden Artillerie herausfordert, welche das Fürstentum früher besessen

hat. Herr Odobescu, als gewesener russischer Artillerist, hat die klägliche Batterie kommandiert. Sein Ehrgeiz ist durch verschiedene Anspielungen beleidigt worden, aber ich werde trachten, die Sache ins Geleise zu bringen. — Apropos, Sie wissen wohl, daß am 22. Februar bei mir ein großes Ballfest stattfindet. Ich rechne darauf, daß die Herren beide erscheinen."

Die Worte des Kommandierenden klangen wie leerer Trost, allein wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert, so suchte und fand der verliebte Oberleutnant darin eine Hoffnung und beschwor täglich durch die Post seine Julka, fest auszuharren, und diese antwortete mit Beteuerungen ewiger Liebe und Treue.

— — — — — — — — — — — —

Der Abend des großen Ballfestes kam heran, das der Feldmarschalleutnant Graf Coronini-Cronberg aus Anlaß der Beendigung der Okkupation gab. Die Spitzen der Gesellschaft waren versammelt, allen voran der Fürst Cantacuzene mit dem Verwaltungsrate des jungen Fürstentums.

Der Gastgeber widmete naturgemäß seine meiste Zeit dem Fürsten, auch schien das Gespräch beider wichtige Sachen zu betreffen, weil sie sich in ein abgesondertes Privatzimmer des Hauses begaben. Dorthin ward nach einer Weile auch Odobescu gebeten.

„Herr Odobescu," redete ihn der Fürst an, „sagen Sie mir aufrichtig Ihr Urteil über die österreichische Artillerie. Ich lege großen Wert darauf, weil Sie Fachmann sind."

Der Gefragte verneigte sich geschmeichelt. „Soviel ich aus den Abteilungen der österreichischen Artillerie schließen kann, die sich hier befinden, kann ich nur das Beste darüber sagen."

„Glauben Sie, daß es von Vorteil wäre, unsere künftige Artillerie nach österreichischem Muster zu organisieren?"

„Unbedingt, allerdings mit gewissen, den Lokalverhältnissen angepaßten kleinen Aenderungen."

„Ganz natürlich. Und da es in unserer jungen Armee an geschulten Offizieren fehlt, werde ich wohl Sie bitten müssen, das Oberkommando und die Leitung unserer erst zu schaffenden Artillerie zu übernehmen. — Sie willigen doch ein?"

Eine rasche Blutwelle stieg dem ehrgeizigen Mann zu Kopfe, und sein Gesicht erglänzte in stolzer Freude. „Durchlaucht, das wäre das höchste Ziel meines Lebens, alle meine Kräfte würde ich dieser Aufgabe weihen. Mit Groll und wehmütigem Neid betrachtete ich immer die schönen Geschütze unserer österreichischen Gäste und wünschte solche unserem Lande, allein —"

„Sie meinen wohl, woher solche nehmen?" unterbrach ihn der Fürst. „Nun, die geheimen Unterhandlungen mit Oesterreich sind zu einem erfreulichen Resultate gediehen. Vorläufig wird uns eine komplette Kavalleriebatterie überlassen mit Geschützen, Wagen, Munition und Bespannung. Sie haben nur den Bedarf an Mannschaft aufzubringen, Herr Artilleriechef — aber bald, denn die Uebergabe soll am Tage des Abmarsches der Garnison erfolgen."

„So ist das Material schon unterwegs?"

„Es ist schon da. Wir bekommen eine der hier befindlichen Batterien." Dann wandte sich der Fürst an den General: „Welche haben Euer Excellenz bestimmt?"

„Die Batterie Nummer 12."

„Meiner unmaßgeblichen Meinung nach die beste Batterie der Garnison!" rief Odobescu freudig aus.

„Dieses Urteil macht Ihrem Scharfblick Ehre," lobte der General, „es ist in der That so, und Oberleutnant Abraks wird sein ihm sehr liebes Kommando nur mit schwerem Herzen abtreten. — Die Herren kennen sich wohl?"

„Ja — das heißt, so von weitem.“

„Ich werde sogleich den Batteriekommandanten rufen lassen, die Herren können sich dann gleich aussprechen.“

Odobescu verneigte sich zustimmend, allein besonders erwünscht war ihm dieses Zusammentreffen nicht, obwohl er sich an die im Eifer ausgesprochene Bedingung, unter welcher er Julka an den Offizier übergeben wolle, nicht gerade erinnern mochte. Lange nachzudenken gab ihm aber der Fürst keine Gelegenheit, da er den künftigen Artilleriechef in ein eingehendes Gespräch verwickelte.

Feldmarschalleutnant Coronini erschien gleich darauf wieder, gefolgt vom Oberleutnant Adraks.

„Also, Herr Oberleutnant, wie ich Ihnen bereits angedeutet, werden Sie Ihre Batterie an Herrn Odobescu hier vollständig übergeben. Es thut Ihnen wohl leid um Ihre schöne Batterie?“

„Wie sollte es nicht, Excellenz! Ich trenne mich so schwer von ihr, wie von einer Geliebten, allein ich betrachte diese Uebergabe der mir so teuren Batterie an Herrn Odobescu trotzdem als eine mir äußerst günstige Schicksalsfügung.“

„Ei, was Sie da sagen!“

„Excellenz, darf ich als rasch entschlossener Soldat diese günstige Gelegenheit ausnützen? Wird Euer Excellenz die Gnade haben, bei Seiner Durchlaucht zu erwirken, daß ich gleich hier und jetzt eine Privatangelegenheit zur Sprache bringe, von der mein Lebensglück abhängt?“

Und als ihn wohlwollende Blicke der beiden hohen Würdenträger aufmunterten, wandte er sich an Odobescu: „Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß ich, gestützt auf Ihre feierliche Zusage, nunmehr um die Hand Ihrer Fräulein Tochter bitten darf, da ich als Gegengabe Ihnen meine Batterie abtrete.“

Odobescu wich einen Schritt zurück. „Habe ich wirklich so gesagt?“ stotterte er.

„Ja, Herr Odobescu. Major Fligely ist Zeuge.“

Odobescu begann sich langsam zu fassen. „Ich kann's nicht leugnen, so etwas werde ich allerdings gesagt, wenn auch nicht wörtlich gemeint haben. Indessen — ich sagte auch — daß ich speziell gegen Ihre Person nichts einzuwenden habe — vielleicht hat das Wohlwollen Ihrer Vorgesetzten ein wenig Schicksal gespielt und — habe ich es gesagt — nun gut! Ein Odobescu hält sein Wort. Ich erwarte morgen vormittag Ihren Besuch.“

— — — — — — — — — — — —

Am 2. März 1857 sammelten sich die aus Bukarest ausmarschierenden österreichischen Truppen auf dem Campu de la Baniassa zur letzten Parade. Ihnen gegenüber die ersten neu uniformierten Mannschaften der walachischen Armee. Die Artillerieabteilung noch ohne Geschütze.

Nachdem aber die Kavalleriebatterie Nummer 12 mit einundzwanzig Kanonenschüssen gegen die Stadt ihren letzten Salut abgegeben, marschierte sofort die Mannschaft der Rumänen hinter derselben auf. Odobescu in glänzender Uniform führte sie, und die feierliche Uebergabe der Batterie fand statt. Feuerwerker Mahala hatte die rumänischen Kanoniere in den letzten Tagen eingeübt. Er blieb auch ferner als Instrukteur im Lande.*)

Die Kanonen wurden gewendet, und einundzwanzig Kanonenschüsse donnerten nun den abziehenden Oesterreichern als Abschiedsgruß nach.

Dem Zuge der Oesterreicher fuhr ein bequemer Reisewagen nach; darin entführte der glückliche Abraks

*) Der ehemalige österreichische Feuerwerker Joan Mahala starb 1898 als rumänischer Major. Für die Kavalleriebatterie Nummer 12 zahlte Rumänien 48,000 Gulden.

seine Julka, die seit dem vorhergehenden Tage sein Weib war, in die neue Heimat an der schönen blauen Donau.

3.

Vierzig Jahre — ein Menschenalter, eine Summe von Freud und Leid ist vergangen.

Auf der großen Veranda des Kurhauses im Stadtparke zu Wien saßen wie fast alltäglich nachmittags zwei Damen: eine Matrone im Herbste des Lebens und ein junges Mädchen in der ersten Jugendblüte. Ein unverkennbarer Zug in beider Gesichter ließ sie als Verwandte erkennen, namentlich der tiefe, seelenvolle Blick aus den Glutaugen war beiden gemeinsam, der Großmutter wie der Enkelin.

Während sie ihren Kaffee tranken, las die ältere Dame eine rumänische Zeitung.

Da kam eine kleine Gruppe österreichischer Artillerieoffiziere daher, unter ihnen auch einer in fremder Uniform, ein schlanker junger Mann mit blassem Teint und scharf gezeichneten Zügen. Die Gesellschaft ließ sich an einem leeren Tische in der Nähe nieder, und dienstfertige Kellner bedienten sie mit dem gewohnten Trank und den Zeitungen.

„Ihr Blatt, Herr Hauptmann,“ entschuldigte sich der Oberkellner dem ausländischen Offizier gegenüber, „ist momentan vergeben,“ und mit leichter Kopfbewegung deutete er nach den Damen.

„Wohl Landsmänninnen?“ forschte ein Oesterreicher.

„Die ältere Dame,“ beeilte sich der Kellner zu sagen, „ist die Witwe des Obersten Adraks; die andere ihre Enkelin, eine Waise.“

Der ausländische Offizier blickte nach den Damen hinüber. „Die ältere Dame ist jedenfalls eine Landsmännin von mir,“ sagte er, „ganz der Typus einer edlen

Rumänin. Sie muß in jüngeren Jahren eine Schönheit gewesen sein. Ich werde eine Annäherung versuchen; es ist immer ein seliges Gefühl, in der Fremde wieder die Laute der Muttersprache zu hören."

„Ei, Herr Kamerad," neckte ein Oesterreicher, „nur frisch Farbe bekannt! Die junge blonde Wienerin ist der Magnet, der Sie anzieht."

Hauptmann Herszt antwortete nicht, das vielsagende Lächeln aber, das seine Lippen bewegte, stimmte der Frage bei. —

Auch den beiden Damen war der fremde Offizier aufgefallen; eine leise Andeutung genügte dem Oberkellner, der das rumänische Blatt abzuholen kam, seine Wissenschaft glänzen zu lassen.

„Bitte sehr! — Das Blatt ist für den königlich rumänischen Kapitän Jnon Herszt."

„Ei! Ein rumänischer Offizier? — Hier beurlaubt oder in Mission? — Von der Gesandtschaft?"

„O nein," schmunzelte überlegen der Kellner, „die rumänische Regierung sendet jährlich fünf bis sechs besonders fähige Artillerieoffiziere nach Wien, um am hiesigen höheren Artilleriekurse ihre Studien zu machen."

„Ah so! Ich danke."

Das Trinkgeld war diesmal höher, als der sprechlustige Kellner sonst erhielt. —

Auch die beiden Damen interessierte der fremde Offizier. Welch mächtige Erinnerungen schwellten das Herz der älteren Dame! — Vierzig Jahre waren es her, seit sie ihre Heimat verlassen, spärlich waren die Nachrichten, die sie von dort erhalten hatte. Was ihr lieb und wert war, ist dort verschollen, verstorben, und dennoch — wiewohl sie längst im Fühlen und Gehaben eine Deutsche, eine Oesterreicherin geworden, hing ihr Herz noch fest an dem Lande, das sie geboren. Das Lesen rumänischer Zei-

tungen war ihr Bedürfnis, wenigstens ein Faden, der sie mit der Heimat verband.

Es ist begreiflich, daß bei solchen Gefühlen die weltmännischen Versuche des rumänischen Hauptmanns, eine Bekanntschaft mit den Damen anzuknüpfen, wohlwollendes Entgegenkommen fanden. Bald fühlte sich der Fremdling heimisch im Hause der Witwe und ihrer schönen Enkelin. Thekla war nicht nur der Magnet, der ihn angezogen, er hielt ihn auch fest, und der Gast des Hauses traf alle Anstalten, ein Sohn desselben zu werden.

Allein die leidige Geldfrage drohte den Bund der Herzen unmöglich zu machen. Der mittellose Offizier darf sich zur Lebensgefährtin nur eine Dame erkiesen, deren Vermögen durch Gesetz und Herkommen ziffermäßige Höhe aufweist; und hier fehlten trotz aller möglichen Anstrengungen noch verschiedene Tausende, um das Lebensglück zweier Menschen zu begründen. —

Ein eigentümliches Ereignis sollte Abhilfe schaffen, ein Ereignis, welches teilweise im Zusammenhange mit jener Zeit stand, in welcher einst „der Großvater die Großmutter nahm“.

Eines Tages, als Herszt im traulichen Gespräch Pläne schmiedend bei den Damen weilte, zog er den Umschlag eines Briefes aus der Tasche und begann die Postmarke herauszuschneiden.

„Sammeln Sie Marken?“ frug Frau Julka.

„Ich nicht, finde weder Zweck noch Sinn in dieser Liebhaberei; aber ein österreichischer Kamerad ist ein passionierter Philatelist, für ihn hebe ich alle Marken, die ich aus Rumänien bekomme, auf. Heute abend treffe ich ihn in der Restauration, wo in einem kleinen Nebenzimmer ein Klub solcher Markenliebhaber seine Sitzungen hält.“

„Vielleicht kann ich Ihrem Kameraden auch eine Bei-

steuer liefern," meinte Frau Julka und holte aus dem Schubfach der Kommode ein Päckchen vergilbter Briefe hervor. „Es sind teure Andenken an alte, liebe Zeiten."

Sie suchte einen Briefumschlag hervor, schnitt vorsichtig die Postmarke heraus und übergab sie Herszt, der im Namen seines Kameraden dankte.

— — — — — — — — — — — —

Als der rumänische Offizier das erwähnte Klubzimmer betrat, war sein Kamerad noch nicht da; Herszt, bekannt mit der Tafelgesellschaft, nahm Platz und wurde sogleich in eine sehr wichtige Angelegenheit verwickelt.

Ein Herr, das Klubmitglied Schweder, zeigte eine Postmarke vor, von der er behauptete, sie sei eine große Seltenheit und mindestens zweitausend Gulden wert.

„Wie kann ein solches Stückchen Papier solch eine unsinnige Summe kosten?" warf Herszt ein.

„Erlauben Sie, Herr Hauptmann, daß ich das erkläre; es wird Sie um so mehr interessieren, als diese Marke aus Ihrem Vaterlande stammt, und zwar aus der Zeit, wo das damalige Fürstentum Walachei zum erstenmal eigene Poststempel benützte. Diese wurden in Oesterreich geschnitten, beim Versand kamen jedoch irrtümlicherweise die für Jassy bestimmten Stempelstanzen nach Bukarest und umgekehrt, so daß eine Woche lang — dann erst wurde der Irrtum behoben — die walachischen Postbeamten moldauische Handstempel benützten. Ist das schon ein Grund, um die Marken als große Rarität anzusehen, so kommt noch dazu der Umstand, daß eben während dieser Woche auch noch die österreichischen Postmarken der Ausgabe 1850 in der Walachei Geltung hatten und mit den erwähnten Handstempeln überdruckt worden sind. — Bitte, überzeugen Sie sich selbst: kreisrunder Stempel mit Ochsenkopf — das ist das moldauische Wappen — und Posthorn, und in kyrillischer Schrift das Wertzeichen ein-

undachtzig Parale, blau und dunkelblau. Diese walachischen Marken sind überhaupt sehr selten, die aber mit einundachtzig Parale, welche nur für Poste restante-Briefe bestimmt waren, eine Seltenheit ersten Ranges. Wer hat während dieser einen Woche dort postlagernd korrespondiert? Wenn es hoch kommt — zehn Personen."

Der rumänische Offizier betrachtete die Marke mit immer steigenderem Interesse; jede Linie, jeden Punkt derselben verschlang er förmlich, dabei glühte sein Gesicht vor Aufregung, seine Lippen öffneten sich, um etwas zu sagen, allein er überlegte, und das Wort blieb ungesprochen.

„Ja, diese Marke ist ein wertvolles Stück," fuhr der Sammler fort. „Mir hat man schon zweitausend Gulden dafür geboten, aber ich gebe sie um keinen Preis her. — Heda, Kellner, mir auch!"

Der letzte Ruf galt dem Aufwärter, welcher, eine neue Ladung voller Gläser bringend, die leeren zusammenraffte und wegtrug. Auch Herszt nahm ein volles Glas an sich, während welcher Zeit er die kostbare Marke auf den Tisch vor sich hin legte. Nachdem er aus dem neuen Glase einen wackeren Zug gethan und wieder die Marke, die ihn augenscheinlich sehr zu interessieren schien, studieren wollte, fand er sie nicht mehr.

„Wo ist denn die Marke hingekommen? Soeben hat sie vor mir gelegen."

„Na, seien Sie so gut!" fuhr Schweder erschrocken auf. „Das sind zweitausend Gulden!"

Die beiden Nachbarn des bestürzten Offiziers erklärten, nichts gesehen zu haben. Man suchte alles ab, beutelte die Servietten aus, rückte Tisch und Stühle fort — alles vergebens, die Marke blieb verschwunden. Eine unheimliche Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft, welche trotz mancher beschwichtigender und tröstender Versiche-

rungen, daß sich die verlorene Marke finden müsse, nicht weichen wollte.

„Meine Herren,“ machte Schweder endlich den Vorschlag, „wenn sich jemand den Spaß erlaubt hat, mich ein wenig zu ängstigen, so erkläre ich, daß es genug des Scherzes ist. Der Herr, der meine Marke versteckt hat, möge sie nun herausgeben.“

Niemand wollte sich einen so gefährlichen Scherz erlaubt haben.

„Dann ist die Sache ernst, meine Herren. Ich möchte meine kostbare Rarität wieder haben.“

Die Verlegenheit der Gesellschaft stieg nach all den erfolglosen Versuchen immer mehr; man zischelte und tuschelte untereinander, und schließlich schlug jemand vor, es möge jeder sich selbst gründlich untersuchen, ob vielleicht nicht dies vermißte Papierstückchen irgendwo an den Kleidern haften geblieben. Vergeblich — es fand sich nichts.

„Meine Herren! Wir alle sind achtbare Leute, allein in der Zerstreuung ist es möglich, daß jemand die Marke zufällig und unabsichtlich in die Tasche gesteckt oder ins Portemonnaie geschoben hat. Erstrecken wir die Untersuchung auch in dieser Richtung,“ schlug nun der Vorsitzende der Gesellschaft vor.

Alle Herren kehrten ihre Taschen um und zeigten einer dem anderen den Inhalt ihrer Notizbücher, Visitkartentaschen und Börsen; nur der rumänische Hauptmann rührte sich nicht. Er war totenblaß, kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne, und seine Mundwinkel zuckten krampfhaft.

„Und Sie, Herr Hauptmann?“ fragte mit verdächtiger Betonung der Verlustträger.

„Ich erkläre, daß ich die Marke nicht habe,“ stotterte Herszt, „und damit müssen Sie sich zufrieden geben. Ich bin Offizier.“

„Wir alle sind auch Ehrenmänner und haben uns nicht gescheut, unsere Taschen zu zeigen."

„Ich thue es nicht."

„Ganz, wie Sie wollen!" Der Ton, in dem diese Worte gesagt waren, klang sehr eigentümlich, und die Blicke der Anwesenden sprachen ebenfalls deutlichen Verdacht aus.

Herszt knirschte mit den Zähnen und fuhr mit der zitternden Hand krampfhaft über seine Stirne. Es wirbelte in seinem Kopfe ein toller Tanz.

„Herr!" preßte er mühsam hervor. „Ich habe als letzter Ihre seltene Marke in Händen gehabt, durch meine Schuld ist sie verloren. Ich bin bereit, Ihnen jede Summe hierfür zu zahlen — und damit ist die Sache erledigt, glaube ich."

„Ich brauche kein Geld," erwiderte Schweder kalt. „Ich will meine Rarität."

„Es handelt sich auch um die betrübende Thatsache," erklärte der Vorsitzende, „daß in unserem Kreise ein solches — — Unglück vorfallen mußte. Im Interesse unserer Ehre, meine Herren, muß ich die Hilfe des Gesetzes sofort anrufen."

Aber man suchte noch einmal und noch einmal. Nichts — keine Spur des winzigen Papierchens.

Da brachte der Kellner wieder eine neue Ladung voller Gläser.

„Hurra, Viktoria!" schrie aufgeregt ein Herr aus der Gesellschaft, dem Kellner ein Glas abnehmend, auf dessen Boden unten ein kleines Papierquadrat klebte. Es war die vermißte Marke, welche der hocherfreute Besitzer sorgsam reinigte und an sich nahm.

Eine schwere Last fiel von aller Herzen.

„Daß es niemand eingefallen ist, daran zu denken, die kleine Marke könne der Kellner unversehens an einem

Bierglase fortgetragen haben!" bemerkte einer. „Die einfachste Lösung!"

Man beglückwünschte einander.

„Herr Hauptmann, ich bedaure den peinlichen Vorfall," sagte Schweder, dem Angesprochenen die Hand hinreichend. „Aber sagen Sie mir, warum haben denn Sie allein sich geweigert, Ihr Portemonnaie vorzuzeigen? Wir sind ja lauter Ehrenmänner, angesehene Leute und ganz unter uns."

Herszt erholte sich nur langsam von seiner Erregung. „Weil fürs erste mein Wort genügen mußte," versetzte er nach einer Pause, „und fürs zweite" — er zog seine Brieftasche hervor und wies eine ganz genau gleiche Postmarke der erstaunten Gesellschaft vor — „weil ich dieses da in meiner Verwahrung hatte. Und nun, meine Herren, malen Sie sich meine Verlegenheit aus. Dessen aber können Sie versichert sein, daß ich, wäre die Marke nicht gefunden worden, den heutigen Tag nicht überlebt hätte."

Er sprach's mit feierlicher Miene, grüßte und verließ die Gesellschaft.

— — — — — — — — — — — —

Im Hause der verwitweten Frau Oberst Abraks brannte noch Licht. Trotz der späten Stunde trat der Hauptmann ein.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen? Wie sehen Sie aus?" fragte die alte Dame.

Herszt erzählte sein Abenteuer.

„Du armer Mensch!" Mitfühlend schmiegte sich die bebende Thekla an den Geliebten, während die praktische Großmutter nach ihrer Kommode eilte und mit vor Aufregung zitternden Händen in den alten vergilbten Papieren wühlte. „Eins, zwei, drei, vier solcher Briefe von ihm an mich — und drei, die ich an ihn gesandt. Und zweitausend Gulden soll so eine Marke wert sein?"

„Mindestens!"

„Dann ist uns ja geholfen! Gott segne euch, meine Kinder. Aber die Großmama müßt ihr mit euch in eure neue und meine alte Heimat nehmen.“

* * *

Julka war wieder an der Stätte ihrer Jugend. War das dieselbe Walachei? War die prächtige Hauptstadt mit ihren breiten Straßen, mit ihren prächtigen Läden das schmutzige, große Barackendorf ihrer Erinnerung? Dort, wo einst im mühseligen Marsche deutsche Truppen im Kote und Morast der Wege versanken, zogen sich jetzt moderne Kunststraßen hin, das Dampfroß brauste über die Ebene, die einst der johlende Postkutscher mit seinem Wägelchen durchmessen; karpathische Urwälder, durch welche kaiserliche Pioniere erst mühsam Bahn und Weg gebrochen, waren in herrliche Gärten verwandelt, bevölkert mit glänzenden Villen reicher Bojaren, und aus dem kleinen Milizheere von damals war eine schöne Armee geworden, welche im Feuer von Plewna und Grivitza den Fürstenhut der Hospodaren zur rumänischen Königskrone geschmiedet hatte.

Deutsche, harte Arbeit war es, die im fernen Osten der „wilden Walachei“ die Kultur und Zivilisation begonnen, und ein deutsches Herrscherhaus ist es, dessen Sohn das Scepter dieses Landes weise und kraftvoll führt.

Salzseen und Salzgärten.

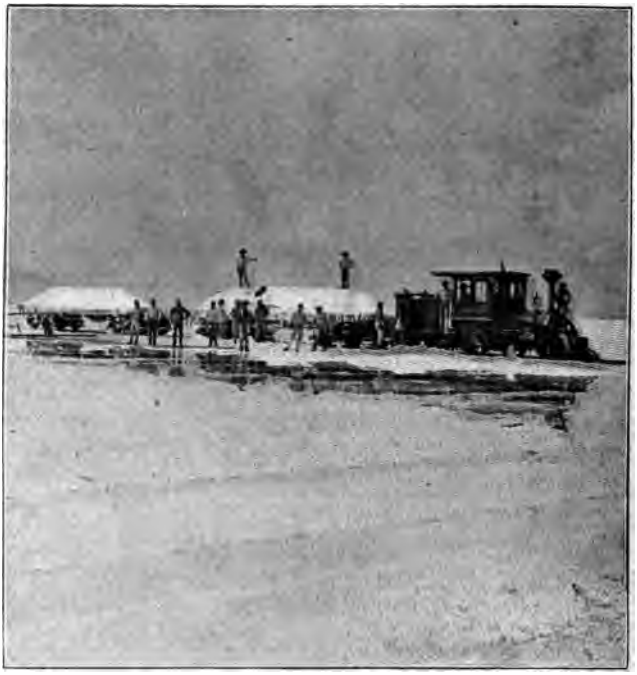
Eine technische Wanderung. Von Benno Braun.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Unter allen Mineralien, die der Mensch sich nutzbar gemacht hat, ist das Salz, Kochsalz oder Chlornatrium, bei weitem das wichtigste. Abgesehen von seiner vielseitigen Verwendung in der modernen Industrie, die hier gar nicht in Betracht kommt, ist es nicht nur das verbreitetste und unentbehrlichste Gewürz, sondern das Kulturgewürz schlechthin, durch dessen Gewinnung der Mensch erst in den Stand gesetzt wurde, sich seßhaft zu machen und die Entwickelung vom rohen Jäger oder Nomaden zum Ackerbauer zu vollziehen.

Der Jäger, der vom Fleisch der getöteten Tiere lebt, der Nomade, den der Ertrag seiner Herden nährt — sie brauchen nicht unbedingt Salz. Fleisch, Blut, Milch, Eier enthalten die zur Bildung eines gesunden Blutes unentbehrlichen Nährsalze in genügender Menge und keinen so großen Ueberschuß an Kali, daß dieses dem Bestand des Organismus gefährlich werden könnte. Aber mit den Körnerfrüchten steht es anders. Sobald der Mensch von der reinen Fleisch- und Milchnahrung zur vegetabilen oder gemischten Nahrung überging — also mit dem Beginn der

höheren Kultur — bedurfte er des Kochsalzes, um durch das Natron desselben die mit dem Brote und den Mehlspeisen eingeführten überschüssigen Mengen von Kali zu



Salzzug auf der Oberfläche des Saltonsees in Kalifornien.
Nach einer Photographie.

neutralisieren und seinen Stoffwechsel in flottem Gange zu erhalten.

Der lombardische Landarbeiter, der fast nur von Maismehl in der Form von Polenta lebt, verfällt der Pellagra, einer aussatzähnlichen Krankheit, wenn er nicht genug von dem durch die Steuerpolitik der italienischen Regierung

übermäßig teuren Salze kaufen kann, und Hunderte dieser Elenden gehen jährlich dadurch zu Grunde. „Salz und Brot macht Wangen rot,“ aber Brot ohne Salz macht bleich und hinfällig. Daher die heftige Gier halbwilder, ackerbautreibender Stämme nach dem Kochsalz, das in salz-



Ein Salzpflug.
Nach einer Photographie.

armen Ländern, zum Beispiel in manchen Teilen Innerafrikas, der kostbarste Handelsartikel ist und höher als Gold geschätzt wird.

Glücklicherweise bietet die Natur diesen unentbehrlichen Stoff fast allenthalben in reichlicher Menge dar. Als Steinsalz findet er sich in der Erde und wird in neuerer Zeit bergmännisch in ungeheuren Quantitäten zu Tage gefördert; aber bereits in den fernsten Zeiten der Geschichte wußten die Menschen Kochsalz aus den zahlreichen Salz-

quellen, aus dem Meer und aus den Salzseen der Kontinente mit geringer Mühe zu gewinnen. Es ist die älteste, einfachste und billigste Art der Salzerzeugung, auch heute noch wichtiger als die bergmännische Salzproduktion. An den Küsten Syriens, Nordafrikas, Siziliens, Dalmatiens, Unteritaliens, Frankreichs, Spaniens, Indiens, Amerikas, überhaupt fast aller Länder heißerer Zone findet man ausgedehnte Meersalinen oder Salzgärten, in denen durch Verdampfung, welche die Sonnenwärme kostenlos besorgt, aus dem Meerwasser Salz niedergeschlagen wird. In den Steppen der großen Kontingente aber, besonders in Rußland und Sibirien zwischen dem Kaspischen Meere und dem Altai, und in Südkalifornien finden wir Binnenseen, die Salz in so stark konzentrierter Lösung enthalten, daß es in den Sommermonaten an der Oberfläche wie auf dem Grunde in festen Schichten auskrystallisiert und nur entfernt und gereinigt zu werden braucht.

Eine der neuesten und vielleicht die interessanteste Salzfundstätte ist der Saltonsee im südlichen Kalifornien; er hat nicht seinesgleichen. Man gewahrt kein Wasser, sondern nur eine unabsehbare weißglänzende Fläche, die wie Firnschnee die Strahlen der südlichen Sonne in für die Augen schmerzhafter und fast unerträglicher Weise zurückwirft. Es ist die Oberfläche des Salzsees, gebildet aus einer dicken Schicht auskrystallisierten Salzes, deren Stärke man daran ermessen kann, daß eine Schmalspurbahn darauf entlang läuft. Und wie auf einem Ackerfeld zieht auf diesem Salzsee der Dampfpflug seine Furchen, statt in der Erde im Salz. Arbeiter laden das abgepflügte Salz auf Handkarren und schaffen es zu den harrenden Eisenbahnwagen; die Lokomotive befördert es dann ans Land zu den Aufbereitungsstätten und Lagerhäusern. Es ist fast völlig rein. Die Natur hat die Fabrikation hier selbst besorgt und dem Menschen nur die Mühe überlassen,



Salzgärten in Centreville (Kalifornien).
Nach einer Photographie von C. A. Plummer.

die ungeheuren, von ihr aufgespeicherten und stetig neu erzeugten Schätze an Kochsalz fortzuschaffen.

Verschiedene günstige Umstände tragen zur Erzielung eines solchen Ergebnisses bei. Der Saltonsee liegt in der kalifornischen Wüste, einem der heißesten Landstriche der Erde, und zwar fast 90 Meter unter dem Spiegel des Stillen Ozeans. Zahlreiche Salzquellen entspringen dem Boden, füllen das tiefgelegene Seebecken und verdunsten bei der anhaltenden trockenen Hitze von 30 bis 40 Grad Reaumur ihr Wasser mit fast märchenhafter Schnelligkeit, während das Salz als feste Decke von 25 bis 50 Centimeter Dicke auskrystallisiert. Bei der für Europäer unerträglichen Temperatur wird die Arbeit ausschließlich von Coahuila-Indianern besorgt, die zehn Stunden täglich für billigen Lohn arbeiten, ohne Schaden dadurch zu leiden. Selbst gegen die Sonnenblendung sind sie ganz unempfindlich, während die weißen Aufseher ihre Augen durch dunkle Brillen schützen müssen.

Diese Indianer sind hochgewachsene, kräftige, sehr mäßige und friedfertige Leute. Sie leben in kleinen, europäisch eingerichteten Häusern, die von der Salzgesellschaft gebaut worden sind, und tragen sich auch wie weiße amerikanische Arbeiter.

Der Führer des Salzpfluges bedarf einer gewissen Geschicklichkeit und Intelligenz, wird daher auch höher bezahlt als die anderen Arbeiter. Er führt seinen Salzpflug zuerst über die Bahn, indem er mit der Pflugschar nur ganz leicht die Oberfläche streift, um den Wüstensand, den der Wind darauf geworfen hat, zu entfernen; dann erst setzt er die Pflugschar tief ein und zieht nun 15 Centimeter tiefe Furchen. Der Pflug vermag täglich 700 Tonnen (zu je 1000 Kilogramm) reinen Salzes loszuackern, das dann zur Mühle gefahren, dort zerkleinert, in Säcke gefüllt und versandt wird.



Krystallisationsbecken Centreville (Kalifornien).
Nach einer Photographie von C. A. Plummer.

Nicht so leicht ist die Salzgewinnung in den Salzgärten bei Centreville an der kalifornischen Küste, die, 1864 durch J. A. Plummer angelegt, jetzt den Söhnen des verstorbenen Gründers gehören und eine der großartigsten und modernsten derartigen Anlagen darstellen. Das Verfahren, das dort eingeschlagen wird, um aus dem Meerwasser Salz zu gewinnen, ist das seit alters her allgemein übliche.

Vom Meere her führt zunächst ein Kanal bei hoher Flut Wasser in ein ausgedehntes Sammelbecken. Er ist durch eine thorförmige Schleuse geschlossen, die nur nach innen zu aufgeht und von der Flutwelle selbst geöffnet wird. Das Meer dringt ein und füllt das Sammelbecken. Sobald Ebbe eintritt, verschließt das sich zurückstauende Wasser selbstthätig die Schleuse wieder. Mit dem Sammelbecken steht das Klärbecken in Verbindung, wo das Meerwasser mitgeführte feste Körper, als Muscheln und Sand, Tang u. s. w., fallen läßt; dann wird es durch Kanälchen, die 10 bis 12 Centimeter unter dem Spiegel des Beckens liegen, in die Anreicherungsbassins geleitet, wo der Verdunstungsvorgang seinen Anfang nimmt. Die Anreicherungsbassins sind große Teiche von 1⅓ bis 2 Meter Tiefe, auf welche die heiße Sonne des Südens und die trockenen Winde voll einwirken können, so daß der Salzgehalt des Meerwassers, der ursprünglich im Durchschnitt nur 4 Prozent beträgt, darin schnell zunimmt. Zugleich scheidet sich dabei der Gips, der ebenfalls im Meerwasser enthalten ist, in Masse aus und bedeckt den Boden des Bassins. Er wird von Zeit zu Zeit entfernt.

Sobald das Wasser, das nun Sole genannt wird, einen Salzgehalt von 27 Prozent erreicht hat, wird es durch Schöpf- oder Pumpwerke — Windmotoren — in die Krystallisationsbecken geschafft. Diese liegen höher als die Anreicherungsbassins und stehen nicht mit diesem, wohl



Salzgewinnung in Radschputana (Ostindien).
Nach einer Photographie von Rev. Henry Lansdell, D. D., in Blackheath.

aber untereinander in Verbindung. Sie sind viereckig, 60 bis 90 Meter lang und breit, haben einen festen Thonboden und gemauerte Wände, so daß sie wie Felder oder Beete eines Gartens aussehen, daher sie der Italiener Campi (Felder), der Deutsche Salzgärten nennt. Jeden Morgen wird so viel angereicherte Sole in diese Krystallisationsbecken gepumpt, als die Sonne im Laufe eines Tages völlig verdunsten kann. Die gewonnene Erfahrung giebt dafür den Maßstab. Während das Wasser verdunstet, scheidet sich das Salz in unzählige Würfelchen ab, die anfänglich oben schwimmen, bald aber zu Boden sinken und dort als eine weiße, halbdurchsichtige, eisartige Salzmasse liegen bleiben, in welcher sich nicht selten die prachtvollsten Krystallisationen entwickeln.

Dieser Vorgang wiederholt sich nun Tag für Tag, bis die Salzlake bis zum Rande der Krystallisationsbecken reicht. Der Zeitraum dafür ist verschieden; am Mittelmeer beträgt er 3 bis 6 Monate, in Südkalifornien im Durchschnitt nur 2 Monate. Das Salz wird dann herausgeschafft und auf pyramidenförmige Haufen gestürzt, die in ihrer Größe sehr wechseln, aber bis 7 Meter hoch angelegt werden. Diese Haufen bedeckt man mit Ziegeln, mit Rohr oder einer dünnen Thondecke, je nachdem man das eine oder andere am besten zur Hand hat, und läßt sie noch längere Zeit, meist ein ganzes Jahr, liegen, damit die im Meersalz befindlichen Bittersalze sich abscheiden. Da das Chlormagnesium, aus denen diese hauptsächlich bestehen, überaus leicht löslich ist, so sehr, daß es schon an der Luft zerfließt, so genügt die in jenen Gegenden geringe Luftfeuchtigkeit vollständig, um die Auslaugung so weit zu fördern, daß ein genießbares Kochsalz entsteht. Ganz feines Tafelsalz bedarf noch einer besonderen Raffination in der Fabrik.

Dies ist der einfache Vorgang der Salzgewinnung aus

Salzseen und dem Meerwasser. In Amerika wird die Sache selbstverständlich mit den modernsten Mitteln der Technik betrieben, aber in der Hauptsache unterscheidet er sich in nichts Wesentlichem von den gleichen Betrieben, wie sie seit Jahrhunderten in der Alten Welt im Gange



Messen der Salzhaufen in Radschputana.
Nach einer Photographie von Rev. Henry Lansdell, D. D., in Blackheath.

sind. Unter den Salzseen der Alten Welt ist der wichtigste der Eltonsee oder Jalton-nor dicht an der Grenze der Kirgisensteppe im russischen Gouvernement Astrachan. Er hat einen Flächeninhalt von 161 Quadratkilometer. Acht kleine Flüßchen mit salzhaltigem Wasser ergießen sich in ihn, und sein Wasser bildet in seinen unteren Schichten eine gesättigte Sole, aus der sich das Salz in festen Lagen

am Boden absetzt. Man hebt diese Schicht, die sich stetig erneuert, mit Schaufeln heraus, bringt die Salzstücke ans Ufer und fährt sie nach den großen Magazinen zu Saratow und Kamyschin. Die Ausbeute beträgt jährlich rund 100,000 Tonnen, könnte aber leicht auf das Doppelte und Dreifache gesteigert werden. Aehnlich verhält es sich mit dem nahen Baskuntschatskisee, der zwar viel kleiner, dessen Salz aber noch reiner ist als das des Eltonsees.

Unter den Meersalinen oder Salzgärten nehmen in Europa die italienischen auf Sizilien zwischen Trapani und Marsala die erste Stelle ein; auch die französischen bei Marseille, die österreichischen bei Triest und in Dalmatien und die spanischen sind bedeutend. Alle aber werden weit übertroffen durch die gewaltigen Salzgärten in Radschputana, einem Gebiete im nordwestlichen Teile Indiens. Das Wasser, das in diesen Salzgärten verdunstet wird, entstammt dem großen Sambharsee, und die Ausbeute ist ungeheuer. Der Betrieb liegt in den Händen der anglo-indischen Regierung, alle Arbeiter sind indische Kulis, nur die oberen Beamtenstellen werden von Engländern besetzt. Das Salz stellt sich infolgedessen auch sehr billig, und die Werke in Radschputana versorgen einen großen Teil Indiens mit wohlfeilem Salz.

Wie billig die Gewinnung des Kochsalzes aus Salzseen und Meersalinen zu stehen kommt, mag man daraus ersehen, daß die Produktionskosten eines Zentners Salz in den italienischen Salzgärten sich nicht höher als auf 15 bis 25 Pfennig belaufen. Dieses unentbehrlichste aller Gewürze würde daher selbst für den Aermsten überall in zureichender Menge zu haben sein, wenn nicht in den meisten Staaten dieser wichtige Zweig der Rohstoffgewinnung durch die Steuergesetzgebung beschränkt würde.

Tierkämpfe.

Naturgeschichtliche Lebensbilder. Von Prof. Dr. W. Hess.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Hunger und Liebe sind die Triebfedern, welche die Handlungen der Tiere mehr oder weniger leiten. Hunger und Liebe sind auch die Ursachen der erbitterten Kämpfe, welche wir gar oft in der Tierwelt beobachten können. Da kämpfen die verschiedenen Tierarten um die Nahrung, da kämpfen die Raubtiere mit ihrer Beute, da kämpfen die Männchen mit ihren Nebenbuhlern um die Gunst der Weibchen, da kämpfen die Eltern gegen die Feinde ihrer Jungen. Diese Kämpfe sind auch von Wichtigkeit für die Erhaltung der Art. Wie der Viehzüchter die stärksten und gesundesten Tiere zur Nachzucht auswählt, so werden durch diese Kämpfe die stärksten und kräftigsten Tiere als die Sieger vorzugsweise zur Fortpflanzung gelangen und kräftige Nachkommen erzeugen, während die schwächeren weniger oder gar nicht zur Fortpflanzung kommen. Bei diesen Kämpfen geraten die sonst harmlosesten Tiere in eine Wut und Wildheit, die man ihnen nie zugetraut hätte.

So ist das Nilpferd eines der friedfertigsten Tiere.



Kämpfende Nilpferde.

Es nährt sich ausschließlich von Vegetabilien und lebt meist im tiefsten Frieden. Es spielt harmlos mit seinesgleichen, und die Mütter hängen zärtlich an ihren Jungen. Wenn aber zwei Nilpferdjünglinge ihr Auge auf eine Nilpferdjungfrau geworfen haben, dann entbrennt ein gewaltiger Kampf. Herbert Ward beobachtete einen solchen. Auf einer Sandbank waren zwei mächtige Nilpferde in Kampf geraten. Mit furchtbarem Gebrüll und weit geöffnetem Rachen stürzten sie aufeinander los und brachten sich mit ihren gewaltigen Eckzähnen, von denen wenigstens die unteren eine Länge von nahezu zwei Fuß erreichen, starke Wunden

bei. Sie richteten sich auf die Hinterbeine auf und stießen mit den mächtigen Köpfen zusammen, bis sie infolge der heftigen Stöße rückwärts in den Sand fielen.



Kampf zwischen einem Nilpferd und einem Kaffernbüffel.

Dann zogen sie sich zurück, um neue Kräfte zu sammeln und Raum für einen neuen Angriff zu gewinnen. Wiederum schlugen die Hauer zusammen, die gewaltigen Körper richteten sich auf, Stoß folgte auf Stoß, bis

beide wieder rückwärts fielen. Ueber eine halbe Stunde dauerte dieser wütende Kampf, dann begaben sich die riesigen Kämpfer, aus zahllosen Wunden blutend und mit Schaum bedeckt, in das Wasser, um den Kampf dort fortzusetzen. Durch die heftigen Bewegungen kam das Wasser derartig in Aufruhr, daß es hohe Wellen warf, und die Tiere in einem Meer von Schaum und Gischt verschwanden. Das Ende des Kampfes können wir aus anderen Beobachtungen leicht ergänzen. Gewöhnlich gelingt es dem einen Tiere, seinen Nebenbuhler von der Seite zu fassen, wie unser Bild es zeigt, und ihn so schwer zu verwunden, daß er das Feld räumen muß.

Wenn der Kaffernbüffel mit seiner Herde den Weidegrund des Nilpferdes betritt, dann ergreift das Nilpferd unbändige Wut. Brüllend, mit aufgesperrtem Rachen eilt es dem Eindringling entgegen. Der Büffel aber ist ein bösartiges, gefährliches Tier. Keinen Augenblick zögert er, den Kampf aufzunehmen. Dumpf brüllend, den Kopf geneigt, stürzt er dem Flußpferd entgegen. Plötzlich macht er eine rasche Wendung, und ehe das unbehilfliche Nilpferd ihm folgen kann, erhält es einen mächtigen Stoß in die Seite, daß es laut aufbrüllt vor Schmerz. Vergebens sucht es den Feind mit dem gewaltigen Rachen zu fassen. Dieser hat sich behende zurückgezogen, und ehe es sich das Nilpferd versieht, erfolgt ein zweiter mächtiger Stoß. Immer wieder erneuert der Büffel seinen Angriff, bis das Nilpferd, aus zahlreichen Wunden blutend, das Wasser aufsucht und sich dem grimmigen Feinde durch die Flucht entzieht.

Sogar mit dem Löwen nimmt der Büffel den Kampf auf, und im offenen Angriff geht er gewöhnlich als Sieger aus demselben hervor. Nur wenn es dem Löwen gelingt, aus dem Hinterhalte auf den Nacken des Büffels zu springen, dann ist der Büffel meist verloren. Oswell und

Major Bardon erzählen von einem solchen Kampf. Sie hatten einen Büffel verwundet und folgten seiner Spur,



Löwen und Büffel.

als sie das Gebrüll von Löwen hörten. Der große Stamm eines gefallenen Baumes verbarg sie, und von hier aus beobachteten sie ein höchst interessantes Schauspiel. Drei

Löwen machten Jagd auf den verwundeten Büffel. Dieser wehrte sich verzweifelt. Mit einem gewaltigen Stoße schleuderte er den einen Löwen in das Buschwerk, dann rannte er den zweiten nieder und bearbeitete ihn mit den Hufen. Währenddessen aber war es dem dritten Löwen gelungen, auf den Nacken des Büffels zu springen und sich mit Zähnen und Krallen festzuhalten. Plötzlich stand der mächtige Büffel regungslos; Blut rann ihm aus Maul und Nüstern; ein Zittern lief über den Körper, und er stürzte tot nieder. Die Kugel des Jägers hatte ihre Wirkung gethan. Wäre er unverwundet gewesen, so wäre er vielleicht doch noch Sieger geblieben.

Wenn bei der Wahl einer Lebensgefährtin zwei Bisonstiere es auf eine Kuh abgesehen haben, dann entbrennt ein furchtbarer Kampf. Laut brüllend stampfen beide Gegner den Boden. Den gewaltigen Kopf mit den drohenden Hörnern zu Boden gesenkt, mit dem erhobenen Schwanz die Luft peitschend, stehen sie sich gegenüber, mit den tückischen Augen jede Bewegung des Gegners beobachtend. Plötzlich stürzen sie aufeinander los, und dröhnend schlagen die Eisenstirnen zusammen. Stoß folgt auf Stoß, bis der Schwächere immer mehr zurückgedrängt wird und ihm die Kraft versagt, die gewaltigen Stöße mit Erfolg zu erwidern; dann räumt er dem Sieger das Feld. Man hat indessen niemals beobachtet, daß diese Kämpfe, so gefährlich sie auch aussehen, einen tödlichen Ausgang nehmen.

Der Elefant ist ein durchaus friedliebendes, harmloses Wesen, welches keinem Tiere Veranlassung zum Zorn und zur Rachsucht giebt, während andererseits kein Raubtier diesen Riesen anzugreifen wagt. Die angeblichen Kämpfe zwischen Elefanten und Tiger, Elefanten und Löwen, Nashorn und Nilpferd gehören in das Reich der Fabel. Jedoch kommen zur Brunstzeit Kämpfe zwischen



Kampf zwischen einem gezähmten und einem wilden Elefanten.

den Männchen vor und zuweilen auch wohl zwischen zahmen und wilden Elefanten. Einen solchen Kampf schildert Colonel Sanderson. Er hatte einen prächtigen zahmen Elefanten, welcher dazu verwandt wurde, die wilden Elefanten zu überwältigen, wenn sie in der Umzäunung, in welche sie hineingetrieben waren, umhertobten. Einst war dies gut abgerichtete Tier zur Verfolgung eines noch nicht gezähmten Elefanten ausgesandt worden, welcher seinen Wärter getötet hatte und in den Wald entflohen war. Der Flüchtling begann den Angriff, indem er wütend auf den Verfolger eindrang. Dieser ließ ihn ruhig herankommen. Als er nahe genug war, senkte er den Kopf und setzte ihm die Hauer an die Kehle. Dann bohrte er aufwärts und vorwärts, zwang seinen Gegner dadurch, sich auf die Hinterbeine zu erheben, und warf ihn dann auf die Seite. Jetzt war der Flüchtling der Gnade seines Verfolgers preisgegeben, welcher ihm nicht erlaubte, aufzustehen und ihn so lange niederhielt, bis Hilfe kam und seine Hinterbeine mit starken Stricken an einem Baum befestigt waren.

Der stattliche Edelhirsch hat manchen harten Kampf mit Raubtieren zu bestehen, gegen die er sich mannhaft verteidigt. Zur Zeit der Brunst wird er streitsüchtig und fordert die Nebenbuhler durch rauhe Trompetentöne zum Zweikampf heraus. Ist ein ebenbürtiger Gegner auf dem Platze erschienen, so gehen beide mit gesenktem Geweihe aufeinander los. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit sucht ein jeder den Angriff des Gegners abzuschlagen und ihm namentlich mit den spitzen, scharfkantigen Augensprossen eine Wunde beizubringen. Weithin tönt durch den Wald das Zusammenschlagen der Geweihe. Stundenlang dauert oft der Kampf. Meist endigt er mit dem Flüchtigwerden des Schwächeren. Doch nicht selten bleibt auch einer der Kämpfer, welchem die scharfe Spitze des

Geweihes tief in den Leib gedrungen ist, tot auf dem Platze. Zuweilen kommt es auch vor, daß die beiden Geweihe sich so fest ineinander verschlingen, daß die Tiere nicht loskommen können und jämmerlich verenden müssen.

Unter den Antilopen giebt es verschiedene Arten, welche sehr streitsüchtig sind und daher mit den eigenen Artgenossen, sowie auch mit Tieren anderer Arten nicht



Säbelantilope im Kampfe mit Hunden.

selten Kämpfe ausfechten. Dahin gehört die Säbelantilope, welche in ihren säbelähnlichen Hörnern ausgezeichnete Waffen besitzt. Wenn sie sich gegen einen Feind verteidigen will, so legt sie sich nieder und fegt mit den Hörnern umher, indem sie den Kopf mit großer Schnelligkeit von einer Seite zur anderen bewegt. Der Nacken ist so beweglich, daß sie mit den Hörnern einen Schlag an der ganzen Seite ihres Körpers entlang führen kann, und daher im stande ist, sich überall zu schützen. Selous erzählt, daß eine Säbelantilope Hunde, welche sie angriffen, mit ihren Hörnern aufspießte und tötete.



Brunsthirsche im Kampfe.

Einer der grauenhaftesten aller Tierkämpfe ist der Kampf zweier Löwen um die Löwin. Gérard berichtet darüber nach der Erzählung eines Arabers. Dieser war in einer schönen Mondnacht auf die Jagd gegangen und auf einen Baum gestiegen, der mitten auf einer lichten Stelle nahe an einem Fußpfade stand. Um Mitternacht kam eine Löwin mit einem Löwen, der, vollständig ausgewachsen, bereits die volle Mähne hatte. Die Löwin legte sich auf dem freien Platze nieder, während der Löwe auf dem Wege stehen blieb und zu horchen schien. Da ließ sich in weiter Ferne ein mächtiges Brüllen hören, und sofort antwortete die Löwin. Auch ihr Begleiter ließ ein markerschütterndes Gebrüll ertönen. Es begann nun ein unaufhörliches Brüllen; denn immer näher und

näher kam das Brüllen des fremden Löwen, immer eifriger antwortete die Löwin, immer stärker und gewaltiger brüllte ihr Begleiter, der wütend und racheschnaubend hin und her lief und mit seinem Schweife sich die Seiten peitschte.



Kampf zwischen Königstiger und Löwe in einer Menagerie.

Jetzt erschien am Ende der Lichtung ein schwarzer Löwe. Er schüttelte seine Mähne, und wahrhaft grauenhaft hallte sein Gebrüll herüber. Die Löwin erhob sich langsam und legte sich einige Schritte seitwärts, um für die Kämpfer die Bahn frei zu machen. Nun begann ein Schauspiel, das mit Worten sich nicht beschreiben läßt.

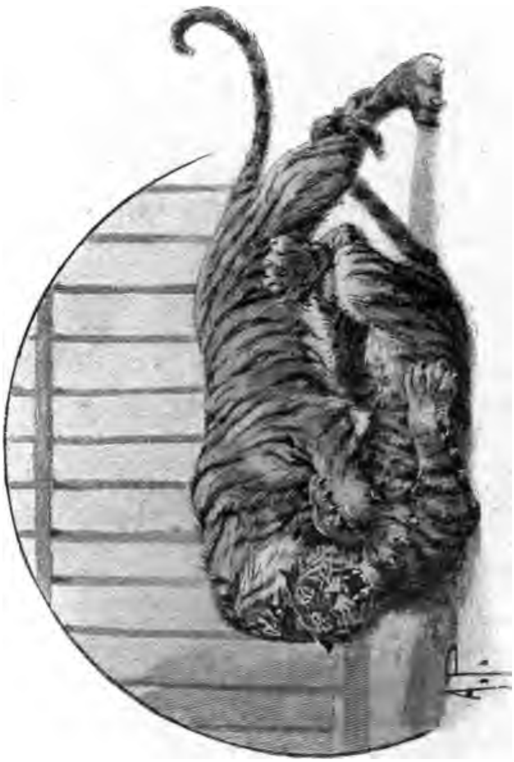
Beide Löwen sprangen aufeinander los und stürzten gleichzeitig nieder. Einen dunklen Knäuel bildend, blieben sie einen Augenblick unbeweglich am Boden liegen. Dann aber knackten die Knochen unter den gewaltigen Zähnen, mit ihren Krallen rissen sie einander den Leib auf, und dumpfes Brüllen zeigte ihre Wut und ihre Schmerzen. Währenddem lag die Löwin ruhig da und gab durch Wedeln mit dem Schweife ihrem Wohlgefallen an dem Kampfe Ausdruck.

Nach schwerem Kampfe hatte der schwarze Löwe gesiegt und stand auf der Leiche seines Nebenbuhlers; aber auch er war tödlich verwundet. Noch einmal wandte er den Kopf gegen die Löwin, brüllte laut auf und brach dann röchelnd zusammen. Jetzt erhob sich die Löwin, ging langsam zu den beiden Toten, beroch sie und wanderte dann stolz hinweg, ohne die Helden eines weiteren Blickes zu würdigen.

An Stärke und Wildheit übertrifft der **Königstiger** noch den Löwen. In einer Menagerie gelang es einem Königstiger, den Thürriegel zurückzuschieben und in den benachbarten Käfig einzudringen, in welchem sich ein Löwe befand. Der Löwe wollte den Eindringling zurückweisen, aber ehe er noch Zeit zum Angriff fand, hatte ihn der Tiger mit seinen gewaltigen Zähnen an der Kehle gefaßt. Vergebens bemühte sich der Löwe, sich von dem tödlichen Griffe zu befreien. Der Tiger ließ nicht los, und nach wenigen Minuten war der Löwe tot.

Ein furchtbarer Kampf zwischen einem Tiger und seinem Weibchen ereignete sich im Raubtierhause des zoologischen Gartens in London. Das Weibchen schien übler Laune zu sein, es fing mit seinem Genossen Streit an und schlug ihm seine Krallen in die Nase. Der Tiger warf das Weibchen nieder und schlug es verschiedentlich mit seinen Tatzen, ohne ihm jedoch eine Verwundung zu-

zufügen. Nach dieser Bestrafung ging er fort, als ob er den Streit damit als beendigt ansehe. Aber das Weibchen konnte sich noch nicht beruhigen. Es faßte ihn in die



Ein Tiger und sein Weibchen.

Flanke und schlug seine Zähne in seinen Schenkel. Das war dem Tiger zu arg. Eine wilde Wut ergriff ihn. Durch einen gewaltigen Sprung befreite er sich, und in einem Augenblick hatte er das Weibchen niedergeschlagen, faßte es mit seinen gewaltigen Eckzähnen in den Nacken

und brachte ihm gefährliche Wunden bei. Als der Wärter den Tiger zwang, von seinem Opfer abzulassen, sprang das Blut so hoch aus den Nackenwunden des Weibchens hervor, daß es die Decke des Käfigs erreichte.



Kämpfende Seelöwen.

Bei den Seehunden sind die Kämpfe um die Weibchen eine gewöhnliche Erscheinung. Bei dem Seelöwen, einer Art Seehund, kommen sie außerordentlich häufig vor. Zur Paarungszeit erscheinen die Männchen an den der Küste Amerikas im Stillen Ozean vorgelagerten Inseln.

Sie suchen sich sogleich einen Lagerplatz möglichst nahe am Meere und verteidigen ihn hartnäckig gegen die nachfolgenden Scharen. Man hat beobachtet, daß ein Männchen gegen fünfzig Einzelkämpfe bestehen mußte, um seinen Lagerplatz zu behaupten. Von Anfang Mai bis Mitte Juni dauern diese Kämpfe ununterbrochen fort; dann sind alle Männchen gelagert. Da die ältesten Männchen die stärkeren sind, so haben diese die Lagerplätze in unmittelbarer Nähe des Meeres besetzt, während die schwächeren Männchen sich mit den weiter entfernt liegenden begnügen müssen und die jüngsten auf die umliegenden Felsen zurückgedrängt sind. Die letzteren liegen stets auf der Lauer, ob nicht vielleicht ein älteres Männchen seinen Lagerplatz verläßt und sie denselben einnehmen können; doch diese rühren sich nicht von der Stelle. Sobald die Weibchen kommen, gehen ihnen die alten Männchen entgegen, fassen sie mit den Zähnen im Nacken und schleppen sie nach ihrem Lagerplatz. Aber ein Weibchen genügt ihnen nicht. Sie wollen sich einen ganzen Harem einrichten und begeben sich wieder ins Meer, um ein zweites Weibchen zu holen. Ihre Abwesenheit benutzen die jüngeren Männchen, um das verlassene Weibchen fortzuschleppen. Werden sie von dem Eigentümer dabei überrascht, dann beginnen furchtbare Kämpfe. Unter heiserem Brüllen und gellendem Pfeifen stürmen die Tiere aufeinander los und zerfleischen sich mit ihren Zähnen. Trotz des dicken Felles und der darunter liegenden Fettschicht fließt das Blut in Strömen, und gar oft wird einer der Gegner, gewöhnlich das jüngere Männchen, tödlich verwundet. Sind alle Weibchen untergebracht, dann giebt es kein Männchen, dessen Körper nicht mit Wunden und Narben bedeckt ist. Doch je tapferer sie gekämpft haben, desto mehr Weibchen weist ihr Harem auf, und es giebt hervorragende Kämpfer, welche bis vierzig Weibchen besitzen.

Wir haben uns in dieser kurzen Skizze absichtlich nur auf die Kämpfe der höheren Tiere beschränkt, aber bis hinunter zu den niedrigsten reichen sie hinab, und selbst die Infusorien im Wassertropfen bieten dem Forscher dieselben Bilder eines stetigen Kampfes ums Dasein. Die Welt ist eben im kleinen wie im großen nach denselben Prinzipien aufgebaut, und dieselben Gesetze des Daseins herrschen in allen Reichen der belebten Natur.

Schluss der Ausstellung.

Eine Pariser Geschichte von Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

In dem kleinen Restaurant Duval saß sie, am Boulevard des Capucines, ganz hinten an der Schmalwand, hatte die Speisekarte vor sich und zögerte und zögerte, was sie bei der weißbemützten Aufwärterin, die bereits zweimal ungeduldig an das Tischchen herangetreten war, bestellen sollte. Sie wußte ja schon: es sah so billig aus, hier auf der Karte — aber das Kotelettchen war dünn wie ein Kartenblatt und nicht größer als ein silbernes Fünffrankenstück, die Omelette so klein, wie sie die kleinen Mädchen zu Hause auf der Puppenkochmaschine backen. Und sie hatte noch immer ihren redlichen deutschen Hunger. Es kam wohl vor, daß sie nachts von Erbsen und Speck träumte oder von Thüringer Kartoffelklößen — höchst unästhetisch für eine junge Dame von zweiundzwanzig Jahren.

Und so müde war sie heute wieder, so abgehetzt. Den ganzen Tag unterwegs, vom Montmartre bis zur Grenelle und von Passy bis zur Notredame, mit der Liste in der Hand, den vielversprechenden Adressen der Herrschaften,

die eine deutsche Erzieherin suchen sollten. Wieder, wieder war alle Mühe vergebens gewesen, trotz der besten Referenzen, trotz ihres tadellosen Französisch, trotz ihrer Bereitwilligkeit, keine Arbeit zu scheuen. Madame Bontcard, ihre Hauswirtin, behielt recht: gerade jetzt, unmittelbar vor der Eröffnung der Weltausstellung, war halb Paris geflüchtet. Man räumte das Feld vor dem ersten Ansturm der Fremden; wer es irgend konnte, verreiste, ging aufs Land. Die Ausstellung sah man ja später doch noch. Diese unfertigste aller Ausstellungen, die den Parisern vorläufig Paris so ungemütlich machte, den Hausfrauen alle Preise in die Höhe schraubte, so viel Lärm verursachte, auf die jedermann schimpfte — und auf die jedermann doch schon jetzt so stolz war.

Nur von außen hatte Hedwig Dreger bisher die improvisierte stolze Stadt der weißschimmernden Paläste zu beiden Seiten der Seine gesehen. Ein Zipfelchen hier, ein Zipfelchen dort, wenn sie auf ihren Irrfahrten die Champs Elysées kreuzte oder über den Pont Royal mußte. Mit ein bissel Neugier hatte sie wohl auf die hellen Fronten mit den großen Baugerüsten geschaut, auf die fauchenden Lokomobilen, die das Material heranschleppten, auf die Arbeiterkolonnen; mit ein bissel Ueberhebung dabei wohl auch gedacht: „Ihr werdet ja doch nicht rechtzeitig fertig — bei uns ... ja, bei uns wär' das natürlich ganz anders." Aber im Grunde: was ging sie die Ausstellung an! Eine Stellung mußte sie finden. Eine Brotstelle, Geld verdienen — Muttchen zu Hause brauchte es notwendig; und sie selbst brauchte die Arbeit ... auch um zu vergessen.

Vierzehn Tage nun suchte sie schon. Eigentlich gar nicht lange. Andere warteten seit Monaten. Das deutsche Erzieherinnenheim war überfüllt, die Aussichten so gering. Die hochgeschwellten Hoffnungen waren tiefer und immer

tiefer gesunken. Eine Thorheit, überhaupt hierher zu kommen — zumal jetzt! Am klügsten wär's gewesen, das kleine Köfferchen gleich wieder zu packen. Aber nach Hause — nein! Nur nicht jetzt nach Hause!

Da war schon wieder die Aufwärterin mit dem strengen häßlichen Gesicht am Tisch, mit der stummen Frage: Wollen Madame nun endlich bestellen?

Hastig bat sie um eine „Marmite“ und ein „Gigot“. Die Brühe mit dem vielen Weißbrot drinnen und ein Stückchen Hammelkeule sättigten immer noch am — billigsten, wenn die Bouillon auch schrecklich gezwiebelt war, und der Hammelbraten gewiß wieder entsetzlich zäh.

„Siphon, Madame?“

Ja, einen Siphon! Durst hatte sie auch. Es half schon nichts. Und sie überzählte dabei wieder in Gedanken ängstlich den Inhalt ihres schmalen Portemonnaies. Warum mußte die gute Madame Bontcard auch heute nach Compiègne fahren und sie dieser Restaurantnot überlassen. Die gute Madame Bontcard, bei der sie in der Rue Jacob wohnte und drei Franken fünfzig Centimes Pension täglich zahlte. Es war aber auch danach, trotzdem Madame immer sehr stolz von ihrem Dejeuner und ihrem Diner sprach. Ach, einmal nur wieder Thüringer Kartoffelklöße!

Trotz der Zwiebeln mundete die Marmite. Hunger ist der beste Koch.

Mit ihren hellen Augen begann Hedwig sich umzuschauen. Sie war zum erstenmal gerade in diesem Restaurant. Aber sie wußte, daß eine einzelne Dame in jedes Etablissement Duval gehen kann. Das war noch das beste. Artig, zuvorkommend sind sie nun einmal hier — zumal einer Dame gegenüber — und ganz besonders, wenn sie jung und nicht häßlich ist.

Doch eine wunderbare, wundervolle Stadt, dies Paris!

Täglich aufs neue, trotz aller Sorgen, berauschte sich Hedwig an ihrer alten Pracht, an der Fülle all des Interessanten. Zuerst war ihr Paris fast unangenehm gewesen mit den vergrauten, himmelhohen Häusern. Nun aber waren ihr die Augen aufgegangen für die weiten, stolzen Blicke auf monumentale Bauten, für die Patina des historisch Gewordenen, für das flutende Leben. Und gestern hatte sie sich eine Stunde absparen wollen, war zum erstenmal im Louvre gewesen, und aus der Stunde war wider Willen ein halber Zaubertag geworden. — —

Durch die hohen blanken Glasscheiben blickte sie auf die Straße hinaus. Von schräg drüben her schimmerte im Halbdunkel des scheidenden Tages ein Stück Giebelfeld der Madeleine herüber und ein paar grüne Baumwipfel; der schwerfällige massige Omnibus kroch langsam durch die flinken Droschken; ein Automobil suchte sich durch den Wirrwarr seinen Weg; auf dem breiten Trottoir schob und drängte sich die Menge; bis hierher klangen die grellen Rufe der Zeitungsverkäufer: „La Patrie! — Le Soir!“ Wie das doch alles anders war als daheim im stillen Nest! Was wohl Muttchen für Augen machen würde? Und sich ängstigen um ihr Kind, das sich in diesem Babel zurechtfinden sollte!

Hedwig hatte gar nicht bemerkt, daß ein Herr schon ein paar Sekunden unsicher, zweifelnd an ihrem Tischchen stand.

Er war, nach einem freien Platze suchend, bereits durch den ganzen Saal geschritten. Alles besetzt, wie immer zur Tischzeit in jedem der vielen Restaurants Duval! Es war nicht gerade sehr fein, mochte er denken, sich zu der einzelnen Dame an den Tisch zu setzen. Man respektiert ja in Paris überhaupt jeden schon besetzten Tisch, solange es irgend geht. Nun gar ein Tischchen, an dem eine respektable Dame sitzt. Und daß dies junge Mädchen respektabel war, sah er wohl.

Noch immer zögerte er, stellte den Stock beiseite, hing seinen Cylinder auf, sah sich noch einmal suchend um. Dann griff er doch an die Stuhllehne — „Pardon, Madame!“

Sie erschrak so heftig, daß sie förmlich zusammenschauerte und dann, ganz verwirrt und bis unter die blonden Schläfenhaare errötend, deutsch ihr verschüchtertes „Bitte sehr“ hauchte.

Er verbeugte sich leicht, lächelte ein wenig unter seinem starken rotblonden Schnurrbart, setzte sich, legte ein Buch, das er in der Hand gehalten, neben sein Couvert, nahm die Speisekarte und bestellte.

Sie wäre am liebsten in ein Mauseloch gekrochen, wenn sie nur ein passend großes in der Nähe gewußt hätte. Ganz klein machte sie sich auf ihrer Seite des Tisches mit ihrem zähen Gigot, den die Aufwärterin soeben brachte. Sie ärgerte sich auch über ihr „Bitte sehr“; ein kleines Kopfneigen wäre doch passender gewesen. Trotzdem guckte sie unter ihren langen seidigen Wimpern schließlich verstohlen auf das Buch — wahrhaftig: es war der Baedeker, unverkennbar an der roten Farbe. Also ein Landsmann. An seinem Accent hätte sie es nicht bemerkt. Es war doch eine kleine Beruhigung.

Zu seinem Gesicht traute sie sich immer noch nicht aufzusehen. Aber auf seine Hände sah sie: sorgfältig gepflegte, schmale, langfingerige, etwas nervöse Hände. Und sie sah auch, er aß wie ein vornehmer Mann. Etwas mit langen Zähnen, schien es. Er paßte wohl eher nebenan in das Restaurant von Durand, wo die Speisekarte, wie sie gehört hatte, überhaupt keine Preise neben den Gerichten aufwies, auf die Rechnung nachher aber mit Recht die französische Scherzbezeichnung „Douloureuse, — die Schmerzliche“ angewendet werden konnte.

Die Aufwärterin huschte wieder einmal vorüber. Hedwig

bat leise: „L'addition, s'il vous plait —" und schob ein silbernes Fünffrankenstück hin.

O weh! Die Aufwärterin schnellte es ganz verächtlich zurück, als sei es falsch. Warum nur? Es war so peinlich.

Wieder schoß ihr das Blut ins Gesicht. Sie wurde ganz verwirrt, stotterte eine Entschuldigung, suchte im Portemonnaie nach anderem Gelde.

Da legte sich der Herr aber schon ins Mittel. Er sprach deutsch zu ihr. Es that ihr so wohl — die heimatlichen Laute, auch sein ruhiger Ton.

„Verzeihung, mein Fräulein, daß ich mich einmische. Man hat Ihnen irgendwo beim Wechseln ein rumänisches Fünfleistück aufgedrängt, wie ich sehe. Ich weiß, es wird in den Restaurants so wenig genommen wie die alten päpstlichen Münzen, mit denen auch ein schwunghafter Schwindel getrieben wird. Darf ich Ihnen als Landsmann beispringen?"

Dabei hatte er schon das Geldstück an sich genommen und ein französisches an dessen Stelle gelegt.

Nun mußte sie doch danken. Und konnte dabei nicht umhin, ihn — wenn auch noch immer sehr scheu — anzusehen. Gottlob, es war ein älterer Herr! Aus den Augen ihrer Jugend betrachtet wenigstens. Anfang der Vierzig etwa. Ein fein aussehender Mann mit großen blauen Augen in dem schmalen klugen Gesicht. Er konnte ein Künstler sein, dachte sie.

Sie wollte sich erheben, aber da er mit einigen Worten an ihren Dank anknüpfte, mußte sie höflichkeitshalber doch noch, auf einen Moment wenigstens, sitzen bleiben. Und aus dem Augenblick wurde schließlich eine Viertelstunde lebhafter Rede und Gegenrede. Und am Schluß dieser Viertelstunde wußte er — es hatte sich ganz von selbst gemacht —, wer sie war und was sie nach Paris geführt

hatte; und sie wußte, daß Herr Erhard als Direktor einer großen Porzellanfabrik seine Ausstellung einrichtete, im Palais auf der Esplanade. Sogar das hatte er lächelnd gesagt, ganz beiläufig, daß er nur aus Neugier einmal im Duval diniert habe, anstatt drüben bei Durand oder bei Lucas oder in seinem Hotel.

Fast etwas Väterliches hatte er an sich, etwas Wohlwollendes, dem sie sich nicht entziehen konnte. Und dann: er war ja ein Landsmann! Deutsch sprechen hatte sie freilich viel gehört auf den Boulevards, wenn sie schnellen Schrittes vor den langen Stuhlreihen der großen Cafés vorbeihuschte, aber außer mit den Damen im Erzieherinnenheim seit drei Wochen selbst kein deutsches Wort gesprochen. Wie das anheimelte!

Schließlich hatte er gesagt: „Aber so nehmen Sie doch noch eine Tasse Kaffee, Fräulein Dreger! Ohne Kaffee ist doch in Paris nun einmal kein Dejeuner, kein Diner vollständig."

Und als er selbst seine kleine Tasse und seinen Cognak vor sich hatte, fing er plötzlich an französisch zu sprechen und dann englisch, horchte aufmerksam auf ihre fließenden Antworten, nickte ein paarmal und machte ihr darauf einen Vorschlag, der sie vollkommen überraschte.

Er erzählte, daß er seit acht Tagen schon vergebens nach einer Vertreterin seines Geschäfts für die Ausstellung suche. Es scheine so leicht und sei doch so schwer: die Dame müsse fertig englisch, französisch und deutsch sprechen, tadellose Manieren haben, durchaus Dame sein und — fügte er lächelnd hinzu — gut aussehen. Er habe zwar natürlich einen Herrn in der Ausstellung; das genüge aber nicht, denn gerade die Eigenart der von ihm ausgestellten Erzeugnisse wende sich an die Frauenwelt — Nippes, Kunstgegenstände, dekorierte Service — und Damen ließen sich nun einmal lieber von Damen bedienen. Kurz

und gut — wenn es nicht unbescheiden sei und sie nichts Besseres in sicherer Aussicht habe — er würde sie gern engagieren: zweihundert Franken im Monat, drei Prozent Provision vom Verkauf, garantiert mit mindestens fünfhundert Franken am Schluß der Ausstellung.

Hedwig fieberte förmlich. Die Zahlen, die er da ganz geschäftsmäßig aussprach, tanzten ihr leuchtend vor den Augen gleich den elektrischen Reklameschildern hoch oben an den Dachfirsten der Boulevardhäuser.

Alle Sorge, alle Not war nun zu Ende! Aus den Wolken war es ihr gefallen — das Glück!

Dann kam doch wieder ein Zagen, ein Zweifeln, ein Zögern über sie. Unbestimmte Angst, ob sie ja sagen dürfe. Peinvolle Empfindung, ob sie der Stellung auch gewachsen sein werde.

Vielleicht las Direktor Erhard das alles auf dem ausdrucksfähigen Gesicht, das so gar nicht gewohnt war, Gedanken zu verbergen, ab.

Er sagte ganz gelassen: „Uebrigens, Fräulein Dreger, brauchen Sie sich mit Ihrer Entscheidung gar nicht zu beeilen. Ueberlegen Sie sich die Für und Wider in aller Ruhe; wenn Sie zu einem zusagenden Entschluß gelangt sein sollten, so kommen Sie morgen um elf Uhr nach der Ausstellung. Sie finden mich im rechten Seitenflügel auf der Esplanade des Invalides, Abteilung für deutsches Kunstgewerbe. Damit Sie hereinkommen, gebe ich Ihnen hier gleich eine Angestelltenkarte. Sollten Sie sich im anderen Sinne entscheiden, so, bitte, schicken Sie mir das Ding zurück. Und nun: Gott befohlen! So oder so: ich wünsche Ihnen viel Glück in Paris! Adieu, Fräulein Dreger!"

* * *

Pünktlich fand Hedwig sich am nächsten Vormittag ein. War noch ein Zweifel in ihr gewesen, so hatte

Madame Bontcard ihn verscheucht. „Solch ein Glück! Ein Jahr lang könnten Sie hier noch warten! Ich kenne das doch. Ein Jährchen und länger! Zugreifen, Kind! Zugreifen! Sorgen Sie sich nur nicht: Sie werden Ihre Sache schon machen! Solch ein zierliches Püppchen wie Sie sind, mit so geschickten Händen! Und den hellen hübschen Augen! Enfin — wer weiß? — es kommt ein Nabob aus Brasilien, will ein Porzellanfigürchen kaufen und verliebt sich in Sie! Ich seh' Sie schon als Brasilianerin, und zur Hochzeit muß der Nabob Ihnen einen Schmuck bei Lalique kaufen! Für eine halbe Million — unter dem thun wir's nicht!"

Hochzeit!

Madame Bontcard meinte es gewiß gut mit ihrem Geschwätz, aber das eine Wort „Hochzeit" trieb Hedwig die Thränen in die Augen. Nein, nein — das war vorbei, für immer vorbei! Jetzt hieß es überwinden und arbeiten! Arbeiten war schon halbes Ueberwinden. —

Wie das noch wüst aussah auf dem Platz zwischen der schrecklich bunten Porte Monumentale und der prächtigen neuen Alexanderbrücke! Die Wege aufgerissen, Wagen und Karren allenthalben, schaufelnde, pflasternde, harkende Arbeiter, Haufen frisch gestochenen Rasens, Barrikaden von Bänken und Stühlen. Hier und dort schon eine Statue ausgeladen, auf ihr provisorisches Postament gestellt. Merkwürdig — Hedwig stutzte — ein bronzener Friedrich der Große darunter! Gerade hinüber schaut er auf die mächtige Kuppel des Invalidendoms, unter der ein anderer Großer dieser Welt den ewigen Schlaf schläft — Napoleon.

Einen Moment blieb sie vor dem schönen Uphuesschen Werk stehen. Wie ein Gruß aus der Heimat erschien es ihr.

Langsam ging sie dann über die Alexanderbrücke,

mühsam bahnte sie sich den Weg durch die weiten Säle des Industriepalastes, durch den Wirrwarr von Kisten und Ballen, von Werghügeln, Strohhaufen. Nicht viel anders sah das alles aus wie in der Frachthalle eines Bahnhofs. Dazwischen Aussteller und Arbeiter, lärmend, gestikulierend; französische, englische, italienische, japanische, deutsche Leute; eine gewaltige Wolke feinen weißen, in den Augen beißenden Staubes über allem. Und übermorgen wollte der Präsident die Ausstellung eröffnen!

Dann sah sie endlich hinter dem Ehrenhof Deutschlands die mächtigen Auslagen der deutschen Keramik, schon halb geordnet, gesichtet, gesäubert. Und sie sah inmitten einer Gruppe von Arbeitern Herrn Erhard. Er selbst, gleich den anderen, in Weste und Hemdärmeln, Bart, Gesicht, der ganze Anzug wie mit Mehltau überstäubt. Bis zu den Knieen standen sie in Werg und Holzwolle.

Fast zögerte sie, näher zu treten. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit, zaghafter Unsicherheit überkam sie wieder. Das einzige weibliche Wesen hier unter all den Männern. Sie fürchtete sich.

Aber da hatte Erhard sie schon bemerkt. Ueber einen Wall von Kisten kletterte er zu ihr hinüber. „Guten Morgen, Fräulein Dreger! Also wirklich! Das freut mich herzlich. Die Hand kann ich Ihnen nicht geben — sie ist wirklich zu schmutzig. Aber ehrlicher Arbeitsschmutz — wissen Sie!" Er nickte ihr freundlich zu. „Gut denn. Sie sind hiermit engagiert. Ueber alles weitere, Dienstinstruktion und so weiter, sprechen wir noch."

Sie stand ganz still und stumm. Seine Art heimelte sie wieder so unendlich an. Aber in ihrem Köpfchen wirbelte es durcheinander von ungewissen Sorgen. Einen Moment schloß sie die Augen. Ein körperlicher Schmerz durchzuckte sie — war's von dem Dunst und Staub, der sich ihr lähmend auf die Brust legte, war's von dem un-

aufhörlichen Arbeitslärm, dem Hämmern und Meißeln, Rollen und Schlagen, dem Kreischen der Sägen, dem Rufen und Schreien ringsumher?

Doch schon öffnete sie die Lider wieder, mit einem starken Entschluß: „Kann ich nicht helfen, Herr Direktor?“

Er lächelte. Errötend bemerkte sie, wie sein Blick ihren Anzug streifte, das einfache, aber zierliche helle Frühlingskleid. „Das dürfte wohl so leicht nicht gehen, Fräulein Dreger. Wenigstens heute noch nicht. Morgen sind wir hoffentlich schon ein Stück weiter. Eigentlich schlägt's ja auch nicht in Ihre Aufgabe, aber kommen Sie nur früh um acht Uhr — mit einer recht großen Schürze, rate ich. Für heute mögen Sie noch feiern, und — macht's Ihnen Spaß — so können Sie ja einen Rundgang durch die Ausstellung wagen und sehen, wie herrlich im Rückstand sie ist. Auf morgen also, Fräulein Dreger — ich muß an meine Arbeit zurück!“

Aus dem Rundgang wurde nicht viel. Nur bis zur Rue des Nations drang sie am Seineufer entlang vor, zu den großen Repräsentationspalästen der einzelnen Staaten. Hinter dem deutschen Hause schon, das soeben abgerüstet wurde und seine bunten Schildereien zu zeigen begann, sperrten ganze Barrikaden von Brettern, Balken, Karren, Kisten den Weiterweg. Ein Weilchen stand sie noch vor der Quaibalustrade, sah auf den Seinespiegel hinab und die kleinen, flinken Dampfschiffe, die Mouches, hinüber zu den graubraunen Mauern des Trocaderopalastes — dann schlenderte sie langsam zurück und heim. Sie mußte vor allem an Muttchen schreiben, ihr Herz erleichtern, ihr Glück und ihre Sorgen der treuen Mutterbrust anvertrauen, die schon so viel Schmerz und Kummer mit ihr getragen hatte, die sie so gut verstand, so zart mitempfand — und so gut zu raten, zu trösten wußte. Ach du mein liebes, liebes Mütterchen, wäre ich doch

immer deinem Rat, deiner Einsicht gefolgt! Damals vor allem, damals in den Tagen der Rosen, als der Himmel ein einziges leuchtendes Blau war, überstrahlt von der einen großen goldenen Glückssonne — damals — damals!

Vorbei! Vorbei! —

Die Arbeit begann. Packen und Sichten und Richten und Stäuben, Gruppieren und wieder Umstellen — und wieder Gruppieren und wieder Stäuben! Alles inmitten einer hin und her hastenden Arbeiterschar, zwischen Schreien und Rufen, Stoßen und Drängen, immer in der dichten feinen Wolke von Staub, der von den weißen Zementwänden sich los zu lösen, sich mit hunderttausend Partikelchen auf der Emballage der unzähligen Kisten zu sättigen schien, alle Poren durchdrang, die Augen entzündete, die Kehle dörrte.

Direktor Erhard stellte sich nun ganz geschäftlich zu seiner jungen Angestellten. Es that ihr doch ein wenig weh zuerst, wie kühl, ruhig, gemessen er auch ihr seine Weisungen gab. Aber sie überwand das schnell, denn die Bewunderung überwog bald für seinen Geschmack, seinen treffsicheren Blick, seine Umsicht und Arbeitskraft. Der erste zur Stelle, der letzte, der ging. Er verlangte viel, er konnte auch heftig werden, wenn man ihn nicht gleich verstand oder er auf schlechten Willen stieß — aber er leistete persönlich mehr als alle anderen zusammen.

Und der leise Triumph dann, als es am Vorabend des Eröffnungstages hieß: „Gottlob, wir wenigstens sind fertig!“ Der kleine persönliche Triumph auch: „Du hast für dein bescheiden Teil dazu mitgeholfen!“

Von der Ausstellung hatte sie freilich in diesen Tagen nichts gesehen. Todmüde war sie am Abend mit dem Omnibus nach der Rue Jacob heimgefahren, todmüde die

fünf hohen steilen Treppen emporgeklommen, todmüde aufs Bett gefallen. —

Es war so seltsam am Morgen der Einweihung. Erst der Gang durch die kunstgewerblichen Hallen der anderen Nationen, in denen fast überall noch die Regellosigkeit, die Unvollendung herrschte; ein Moment des Verweilens dann im deutschen Ehrenhofe dicht an dem gewaltigen Adler aus Schmiedeeisen, dem Armbrusterschen Musterwerk, zu Häupten den heiligen Michael, wie er Industrie und Handel schirmt und schützt. Endlich ein stilles Warten auf der Estrade der eigenen Ausstellung, mitten unter den hundert großen und kleinen kunstvoll geschmückten Porzellangegenständen. Bis schließlich die erste Welle der Besucher kam.

Enttäuschung zuerst, daß nicht ein jeder gerade an ihrer Ausstellung stehen blieb, bewunderte, bestellte. Wie gleichgültig doch diese Menschen waren! Dann ein jähes Aufschrecken, ein plötzliches Erröten, als zum erstenmal ein Herr herantrat, eine Rokokogruppe genauer betrachtete, nach dem Preise fragte. Ein Engländer oder Amerikaner — lächerlich, wie mühsam sie ihr Englisch in dem Augenblick zusammensuchen mußte. Und dann die zweite Enttäuschung, daß er, kaum grüßend, einfach weiterging ... dieser neugierige Mensch! Aber schließlich die Freude, als sie zum erstenmal an ein zierliches Täßchen den Zettel anheften konnte: „Verkauft."

Wenige Tage später reiste Direktor Erhard ab. Erst im Hochsommer wollte er wiederkommen, um nach dem Rechten zu sehen.

Und nun wurde es merkwürdig einsam um Hedwig. Ueberraschend schnell gewöhnte sie sich an das Kommen und Gehen, die Fragen der Besucher, das eigene Rede- und Antwortgeben; aber es füllte ihr Inneres so wenig aus in seinem ewigen Gleichmaß. Im Grunde: diese

eleganten Herren in den schwarzen Röcken, mit den tadellosen Cylindern, diese geputzten Damen im Bolerojäckchen und mit den großen Hüten auf den sorgfältig frisierten Köpfen — sie kamen ihr alle wie Automaten vor, die vom Draht der Neugier vorübergezogen wurden. Oft, zumal in den stilleren Frühstunden, überfiel sie ein so heißes Heimweh, daß sie hätte weinen mögen.

Herr Wolfert, der ihr zur Seite stehende Angestellte der Firma, war ein recht fader Jüngling, der sich nach einigen mißglückten Annäherungsversuchen schnell zurückzog und sie möglichst viel allein ließ, um in der Ausstellung herumzuflanieren. Ihr war es recht so: desto besser konnte sie ihren Gedanken nachhängen, den traurigen Erinnerungen an verschäumte Glücksträume.

Aber allmählich raffte sie sich doch empor. Ihre gesunde Natur rang sich durch, und damit das Bedürfnis, sich zu bethätigen. In ihr erwachte mehr und mehr die Freude an all den Schätzen, in deren Mitte sie stand; es war ihr selbst fast, als trete sie zu ihnen in ein persönliches Verhältnis. Erst jetzt betrachtete sie sie aufmerksamer; bald hatte sie unter ihnen ihre besonderen Lieblinge, eine schöne Jardiniere, eine prächtig geformte Vase, einige zierliche Tassen und Kännchen im Empirestil. Und wenn sie in den ersten Wochen recht teilnahmslos durch die anderen Räume zu ihrer eigenen Ausstellung geeilt war, so fing sie jetzt an, hier und dort stehen zu bleiben, die wundervollen Arbeiten von Sevres, die eigenartigen Porzellane von Kopenhagen und Stockholm, die Ausstellungen der großen deutschen Staatsmanufakturen zu betrachten; sie begann zu vergleichen, sie lernte, das Verständnis entwickelte sich. Das wunderlichste aber war: seitdem mehrten sich die Bestellungen, die sie entgegennehmen konnte, in ganz überraschender Weise. Daß sie das selbsterwachte Interesse auch in ihren Auskünften auf

die Besucher übertrug, darüber freilich wurde sie sich nicht klar. Des Erfolges aber freute sie sich wie ein Kind.

Ende Juli war Direktor Erhard plötzlich wieder da. Ganz unangemeldet. Sie erschrak heftig, als er vor ihr stand und ihr die Hand hinstreckte: „Guten Morgen, Fräulein Dreger! Ich habe mich gefreut, aus den Berichten Wolferts von unseren hübschen Erfolgen zu hören. Aber wie geht es Ihnen?“ Er betrachtete sie aufmerksam. „Bissel blaß sehen Sie aus und schmal geworden. Bekommt Ihnen die Geschichte hier nicht?“

Eifrig verneinte sie, gerührt durch seine Anteilnahme. Aber er schüttelte den Kopf, sah ihr noch einmal ins Gesicht — dann sprach er über geschäftliche Angelegenheiten.

Am nächsten Tage fing er jedoch wieder an. Lächelnd zuerst: „Wissen Sie, daß man mich hier ringsherum um Sie beneidet? Die Konkurrenz Ihnen unsere Erfolge in die Schuhe schiebt? Lassen Sie nur gut sein — es ist schon so. Ich schulde Ihnen Dank. Aber Sie selbst kommen mir dabei zu kurz weg. Wolfert hab' ich schon die Leviten gelesen, daß er nicht besser Sorge getragen hat für Sie. Ich möchte wetten, Sie haben von der Ausstellung noch nichts Rechtes gesehen, und in die Umgebung von Paris sind Sie ganz sicher nicht hinausgekommen. Das muß anders werden! Gleich morgen wird Wolfert Sie hier vertreten, und wir beide werden uns zusammen die Ausstellung anschauen.“

Zuerst war wieder das scheue Widerstreben in ihr, die bange mädchenhafte Frage: Darfst du denn mit ihm allein gehen? Dann lächelte sie doch über sich selbst: Du hast dich auf eigene Füße gestellt. Du darfst nicht mehr ausschließlich mit dem Maßstab von daheim messen. Und sieh ihm doch nur in die Augen: er meint es so einfach und so gut. Sein Anerbieten abschlagen, hieß ihn beleidigen.

Was wurde das für ein Wundertag! Unter so kundiger Führung durch die große Kunstausstellung wandern zu dürfen, auf der drolligen Stufenbahn dann zum Marsfeld, staunend unterhalb des riesigen Eiffelturms zu den Kaskadenfluten des phantastischen Wasserschlosses hinüberzublicken, in den langgestreckten Industriehallen überall das Wichtigste vom Wichtigen aus dem gewaltigen Wettkampf der Völker zu schauen bis zu den gigantischen deutschen Dampfmaschinen und Dynamos.

Hier standen sie eine Weile und sahen dem so wundervoll gleichmäßigen Gang der ungeheuren Schwungräder, dem leichten, geräuschlosen Gleiten der Kolben zu.

Plötzlich sagte sie impulsiv: „Wenn man das nur alles richtig verstehen könnte, recht würdigen! Man lernt doch zu wenig, selbst wenn man seine Schule und das Seminar artig und fleißig durchgemacht hat.“

Er lächelte über ihren Eifer. „Nun, schließlich lernt man das meiste und beste doch erst im Leben selbst, und Sie sind ja noch so jung, Fräulein Dreger. Sie haben auch offene Augen, das hab' ich wohl bemerkt. Freuen wir uns heute, daß wir beide die Ueberzeugung gewannen: unser liebes Vaterland steht auch in diesem Ringen der Industrie groß und stark da. Und nun kommen Sie: darauf müssen wir ein Glas deutschen Wein trinken.“

Er mochte merken, diesmal widerstrebte ein Etwas ernstlich in ihr. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, sie zögerte.

„Aber Fräulein Dreger, Sie werden mir doch keinen Korb geben wollen? Ich bitte Sie — es ist doch nur selbstverständlich, daß Sie mein Gast sind. Haben Sie denn kein Vertrauen zu mir?“

Die letzten Worte klangen schon ein wenig verletzt. Sie stammelte verlegen: „Aber Herr Direktor ...“ Und dann doch: „Zürnen Sie mir nicht. Ich möchte lieber

nach Hause. Ich ... ich hatte mich um sechs Uhr verabredet."

Er sah sie mit großen Augen erstaunt an. Aber da sich die Röte auf ihren Wangen nur noch vertiefte, sie den Blick ganz zu Boden schlug, verbeugte er sich, fast ironisch förmlich, brachte die mit Thränen Kämpfende zum nächsten Ausgang an der Avenue Suffren, setzte sie in eine Droschke, zog den Hut und schritt langsam in die Ausstellung zurück, ohne sich noch einmal umzusehen. Und sie saß den ganzen Rest des Tages weinend in ihrem kleinen Zimmerchen, verweigerte selbst Madame Bontcard den Zutritt, schalt sich wieder und wieder eine Thörin, ein kleines albernes deutsches Gänschen, und fand im tiefsten Inneren doch, daß sie nicht anders gekonnt hatte, als sie gethan. —

Zwei Tage später fuhr der Direktor heim. Er hatte mit Hedwig nur noch in ganz geschäftlichem Ton gesprochen, nur das Allernotwendigste. Höflich, aber gemessen und kühl. Und sie stand immer vor ihm wie eine Schuldige.

Erst als er abgereist war, teilte ihr Wolfert mit einem faden Lächeln mit, daß der Herr Chef angeordnet habe, er solle sie an einem Vor- und einem Nachmittag der Woche vertreten.

Gedacht hatte er also doch noch an sie. Aber es freute sie nicht mehr, es schmerzte sie nur. Vielleicht hatte er gedacht: ... damit sie sich bequemer „verabreden" kann! Sie wird wohl auch sein wie die anderen in Paris, nicht allen gegenüber so zurückhaltend wie gegen mich.

Das war das bitterste — das!

Daß gerade er so von ihr denken konnte, um der einen unüberlegten Aeußerung willen, die ihr doch nur mädchenhafte Scheu ausgepreßt hatte! Daß er so wenig Vertrauen in sie setzte! Sie so verkannte!

Dies Paris! Es kam eine Zeit, wo sie es haßte. Wo sie das Große, Mächtige, die Fülle des Lebens der Gegenwart, den Reichtum der historischen Erinnerungen, das Schöne der neuen Zeit, den Edelrost der Vergangenheit gar nicht mehr sah, sondern nur noch aufdringlichen Luxus, Verschwendung, widerlichen Leichtsinn der Gasse. Wo es sie ekelte, am Abend mit ermüdeten Gliedern über die hellerleuchteten Boulevards nach Hause zu schleichen. Wo selbst die alte Madame Bontcard scharfe Worte hören mußte, wenn sie sich gutmütig lächelnd erkundigte, ob denn der Millionenmann aus Brasilien noch nicht vorgesprochen habe.

Ein Glück noch, daß gerade jetzt die Hochflut der Besucher über Paris einströmte und die Hallen der Ausstellungspaläste füllte, daß es auch für sie so viel zu thun gab. Von früh bis spät war die Estrade mit den Schränken und Stellagen umlagert, sie selbst von Anfragen bestürmt. Knapp, daß sie um die Mittagsstunde zum nahegelegenen Wiener Pavillon hinüberhuschen konnte, um eine Tasse Bouillon und ein Brötchen zu nehmen.

Und das andere Glück war, daß sie zu rechnen anfing. Nun doch auch für sich selber und für Muttchen daheim. Oho, mein Herr Direktor, mit Ihrer Garantiesumme von fünfhundert Franken kommen Sie mir nicht los! Wenn sie abends daheim saß, kalkulierte sie eifrig: heute machten die drei Prozent der Verkaufssumme schon achthundertfünfzig, morgen achthundertsiebenundneunzig Franken fünfzig Centimes aus. Auf zwölfhundert bis fünfzehnhundert kam sie sicher — ein kleines Vermögen! Noch lag ja ein ganzer Monat vor ihr, der beste von allen, den jedermann als die Zeit der Ernte ansah: der Oktober. Und schloß dann die Ausstellung ihre Pforten, dann sandte sie die Hälfte aller Ersparnisse nach Hause. Und mit der anderen Hälfte ... ja, was denn? Nur nicht in Paris bleiben ...

und trotz aller Sehnsucht nur nicht nach Hause. Mit der anderen Hälfte ging sie nach London und suchte dort eine Stellung. Sie war ja fürstlich reich, sie konnte warten und wählen, bis sie etwas Passendes gefunden hatte.

Das waren Aussichten — Hoffnungen — Pläne!

Aber vorher ... vorher würde der Direktor sicher noch einmal nach Paris kommen, und dann wollte sie vor ihn hin treten und offen mit ihm sprechen, ganz offen, bis er ihr die Hand gab und sagte: „Verzeihen Sie, Fräulein Dreger! Ich habe unrecht gehabt." —

Er ließ sehr lange auf sich warten. Ein paarmal schon hatte Wolfert ihr gesagt: „Der Herr Direktor hat sich angemeldet", nach einigen Tagen mußte er immer wieder berichtigen: „Der Herr Direktor schrieb, er könne daheim noch nicht abkommen." Und in ihr wuchs mit jeder Woche die fiebrige Sehnsucht nach einem Wort der Rechtfertigung — gerade vor ihm.

Dann endlich — in den letzten Oktobertagen — kam er wirklich.

Er kam, aber er vermied sichtlich jede Minute des Alleinseins mit ihr. Er vermied überhaupt seine eigene Ausstellung, soweit es nur möglich war. Die Bücher und Conten hatte er sich nach dem Hotel schicken lassen, ebendorthin bestellte er Wolfert zu den unumgänglichen Besprechungen über den Abbruch des Ganzen, die Zurücksendung der ausgestellten Erzeugnisse.

„Der Direktor muß Aerger im Geschäft gehabt haben," berichtete der. „So kurz angebunden kenne ich ihn noch gar nicht. Er ist ganz verändert."

Kam er wirklich einmal, so war's sicher in Begleitung von Geschäftsfreunden oder von Kollegen. Nie allein.

Und wäre er allein gekommen: nun wußte sie, auch dann hätte sie ihren Vorsatz nicht ausführen können.

Denn jetzt, da sie ihn wiedergesehen, fühlte sie, daß

sie ihm mehr gewesen war als die Angestellte seines Geschäfts! Jetzt wußte sie, warum er so lange fern geblieben, warum er sie nun mied! Und nun endlich gestand sie sich mit zitternden Pulsen, daß eingetreten war, was sie für nie mehr möglich gehalten hatte: daß ihr eigenes Herz, das sie so gänzlich erloschen, getötet, leer gemeint, sich noch einmal mit neuem schmerzlich-süßen Inhalt füllte.

Zu neuem Unglück nur! Sie sah es ja: seine kaum erwachte Neigung hatte sich in Mißachtung gewandelt. Vor den Mann aber, den sie liebte, hinzutreten, sich zu rechtfertigen, wo es nichts zu rechtfertigen gab — dazu war sie zu stolz. Es trotzte doch wieder in ihr auf: seine Liebe war ja doch nicht die rechte gewesen! Rechte Liebe vertraut unbedingt. Er aber hatte auf ein unbedacht hingeworfenes Wort hin sie aufgegeben — keine Brücke mehr gab es zwischen ihnen.

An jedem Vormittag aber stand sie dennoch in bebender Erwartung, ihn nur heute noch, nur dies einzige Mal noch zu sehen, den kräftigen Wohllaut seiner Stimme zu hören, auch wenn dieser nicht ihr galt. Denn er sprach mit ihr ja gerade nur das Allernotwendigste, das Unabweisbare, kühl, klar, gemessen. Und doch — sie fühlte und sah es — nichts wurde ihm schwerer, als diese Maske zu tragen.

Jetzt sehnte sie den Tag des Ausstellungsschlusses herbei, und fürchtete diesen elften November zugleich. Denn dann — dann würde sie ihn ja nie, nie wieder sehen.

Hier und dort rüstete man schon. Der und jener vorsorgliche Aussteller begann, die Ueberfüllung der Bahnen fürchtend, bereits zu packen. Drüben am anderen Seineufer hatte sich die große Ausstellung der Kolonien schon geleert; die exotischen Herrschaften, die Hindus und Ma-

layen, die braunen Sudanneger, die sonst in ihren Freistunden so gern durch die Säle gestrichen waren, hatten sich vor der kühleren Jahreszeit geflüchtet. Tag um Tag brachte der „Figaro", den Herr Wolfert eifrig studierte, Meldung, daß diese oder jene Abteilung geschlossen habe. Auch im deutschen Hause waren die wunderbaren oberen Räume, in denen die Franzosen die von Friedrich dem Großen verständnisvoll gesammelten Werke ihrer eigenen Künstler so enthusiastisch bewundert hatten, bereits gesperrt.

Der große Kehraus stand vor der Thür.

Aber fast schien es, als wolle alle Welt diese letzten Tage des vielleicht in diesem Umfang nie wiederkehrenden Weltjahrmarktes noch recht genießen. Die Zahl der Besucher nahm nicht ab, sie wuchs und wuchs. Die Hallen waren so überfüllt, wie nie zuvor; ein Kommen und Gehen, Hasten und Drängen sondergleichen. Gerade auch in der deutschen Abteilung. In allen Sprachen schwirrte es hier noch einmal durcheinander von Worten lebhafter Anerkennung, ungeheuchelter, oft freilich neidvoller Bewunderung.

Wie hatte solch ein kurzer, oft ganz unwillkürlicher Ausruf Hedwig sonst erfreut! Jetzt weckte er in ihrer Brust kein Echo. Sie that ihre Pflicht, aber sie war matt an Körper und Seele. Damals, als daheim das große Unglück über sie hereingebrochen war, von dem sie meinte, daß sie es nie verwinden könne, hatte sich zur eigenen Ueberraschung die Widerstandskraft bald wieder gestählt. Nun aber, hier wußte sie gewiß: dies Leid ließ sich überleben, doch nimmer innerlich besiegen.

„Was ist's nur mit Ihnen?" meinte Madame Bontcard. „Heut haben Sie das Poulet wieder kaum angerührt — solch gutes Poulet! Eigens für Sie gekauft!"

„Ich bin so müde, Madame."

Da sah die Alte unter den weißen Brauen sie ganz eigen mit ihren dunklen lebhaften Augen an. „Mir machen Sie nichts vor, Kindchen! Körperlich müde sein ist gesund. Sie aber, Kleine ... Sie sind krank!“

Ja, sie war wohl krank. Bisweilen kam es ihr selbst vor, als rase ein Fieber durch ihre Pulse, als wolle ihr Herz zerspringen. —

Gegen Mittag des vorletzten Ausstellungstages war Erhard mit einem älteren Berufskollegen gekommen. Sie standen hinten auf der Estrade, und der Direktor sprach mit jenem über eine neue Glasur, mit der er Proben gemacht hatte.

Plötzlich hörte er vorn ein Klirren, einen Aufschlag, einen ganz leisen, sofort unterdrückten Schrei. Er wandte sich um und sah, daß Hedwig eine Vase aus der Hand geglitten war.

Sie stand wie mit Blut übergossen, aber gleich darauf wurde ihr Gesicht totenbleich und wie versteint.

Und er sah, daß ein junger hübscher, sehr eleganter Herr sich soeben mit errötendem Gesicht, seine offenbare Verlegenheit nur schlecht verbergend, den Rand des Cylinders zu einem halben Gruß berührend, ein paar Schritte von der Estrade entfernte, um sich abwendend eifrig eine benachbarte Auslage dicht an der Thür zu betrachten. Eine jüngere Dame aber, jedenfalls seine Begleiterin, etwas überladen herausgeputzt, stand vor Hedwig und sah sich durch ihr goldgefaßtes Lorgnon eine Jardiniere an. Er hörte: „Schade um die schöne Vase, Fräulein. Sie hätten eben besser zufassen sollen. Also hier — diese Jardiniere kaufe ich.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“ Es kam so tonlos heraus. „Zweihundert Franken. Darf ich bitten, auf diesem Zettel Ihre Adresse zu verzeichnen.“

Drüben hatte sich der Herr noch einmal umgewendet,

mit einem scheuen Blick. Nun schritt er eilends neben der Dame aus dem Saal.

Erhard stand mit fest zusammengebissenen Zähnen.

Es war ein Glück, daß der Kollege sich gerade entfernte. „Man winkt mir von drüben aus der königlichen Manufaktur, Direktorchen. Auf nachher!“ Und im Vorbeigehen scherzend: „Also Sie liefern auch einmal Bruch, Fräulein! Nun — nun! Kommt in unserem Geschäft überall vor.“

Kaum war er hinter der nächsten Ecke verschwunden, so stürzte Erhard nach vorn. Er faßte nach Hedwigs Handgelenk, er fragte, wie seiner Sinne nicht mächtig, rücksichtslos laut: „Wer — wer war der Herr?!“

Sie hielt ganz still. Ihr Gesicht war noch immer starr. Aber ihre Augen füllten sich mit Thränen. Langsam schob sie ihm mit der Linken den Zettel hin, den die Dame ausgefüllt hatte.

„Frau Eugenie Klaarenberg — Gera.“

„Wer der Herr war, will ich wissen?“

„Der Gatte dieser Dame.“ Ganz leise sagte sie es.

„Sie ... Sie kannten ihn?“

„Ja — ich kannte ihn.“

Er ließ ihre Hand frei. Wortlos, regungslos standen sie einen Augenblick nebeneinander. Und der Strom der Besucher rauschte an ihnen vorüber, und sie sahen nur wie durch einen Schleier eine dunkle, schiebende, drängende Masse — gleichgültige Menschen.

Sie hatte die Hände ineinander gefügt. Sie fühlte, ohne klares Bewußtsein, jetzt mußte sie sprechen, wenn sie je sprechen sollte. Sie fühlte, es gab ein befreiendes Wort. Aber es wurde ihr so schwer, so unsagbar schwer, es auszusprechen.

Da hörte sie neben sich ein tiefes, schmerzliches Aufstöhnen.

Und sie sagte, langsam und schwer: „Dieser Herr war mein Verlobter ... und er brach sein Wort um dieser Frau ... um ihres Reichtums willen ... daheim ...“

Weiter kam sie nicht. Ihre Stimme erstickte unter Thränen. Sie wandte sich schnell um und schritt in den Hintergrund.

Hinter zwei Riesenvasen hatte Wolfert dort für sich etwas wie ein kleines Versteck gebildet, ein Ruheplätzchen. Hier sank Hedwig auf einen Stuhl. Sie bebte am ganzen Körper. Und, ganz unwillkürlich, in einem unbewußten Drange, die zitternden Finger irgendwie zu beschäftigen, griff sie nach dem ersten besten Gegenstand, der zwischen den Vasen stand, und schloß die Hände im Schoß fest über ihn.

Sie wußte gar nicht, was es war, ein kleiner Amor nach einem alten Modell, der zwei Herzen an seine Fackel hält, mit der Unterschrift: „Je les enflamme — Ich entflamme sie.“

Als sie eine Weile so gesessen, hörte sie plötzlich, aus all dem Klingen und Rauschen, das diese Hallen füllte, eine sanfte Stimme dicht neben sich.

„Armes Kind! Das muß sehr schmerzlich gewesen sein. Ich ... ich begreife jetzt vieles, und ich habe Ihnen vieles abzubitten. Hören Sie mich, Fräulein Dreger?“

Stumm neigte sie das Köpfchen.

„Sie haben ihn gewiß sehr geliebt. Und können nicht überwinden, nicht vergessen, das trieb Sie in die Fremde. Aber lassen Sie sich sagen von einem Manne, der einst Gleiches an sich selbst erfuhr: die Zeit muß wohl ein Allheilkraut in sich bergen, das die Menschenherzen immer neu belebt. Es geht oft schwer und langsam, aber einst kommt doch der Tag, kommt doch die neue Glücksstunde und ...“

Da schlug sie die Augen halb auf. Ganz leise sprach sie, aber ganz fest und bestimmt: „Es ist überwunden. Das ... vorhin ... war nur der Schreck des jähen Erkennens."

Er mußte sich wohl über sie gebeugt haben. Sie fühlte den Hauch seines Atems über ihr Stirnhaar wehen. Und dann sagte er plötzlich, in ganz verändertem Ton, fast heiter: „Aber Fräulein Hedwig! Was haben Sie denn da in den Händen? Weiß der Himmel ... einen Amor! Und gerade diesen Amor ... je les enflamme ..." Er beugte sich noch tiefer und that, als ob er den kleinen Göttersohn ihr aus den Fingern nehmen wollte. Aber in Wirklichkeit faßte er nur diese.

Und als sie, in einem leisen, seligen Erschauern, ganz stille hielt, da hauchte er einen Kuß auf ihre Stirn und sagte hochaufatmend: „Den Amor aber, Hedwig, dem weisen wir zu Hause einen Ehrenplatz an. Und nun komm: für uns ist heut schon Schluß der Ausstellung; wir wollen an deine Mutter telegraphieren!"

Von Mostar nach Sarajevo.

Reisebilder aus Bosnien und der Herzegowina.

Von Alexander Ritter.

Mit 15 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Mehr als zwei Jahrzehnte sind bereits verflossen, seit Bosnien und die Herzegowina unter österreichischer Verwaltung stehen. Durch den Artikel 25 der Berliner Kongreßakte von 1878 wurde bestimmt, daß das nordwestlichste Vilajet (Provinz) des Osmanischen Reiches, das ist Bosnien und die Herzegowina, von Oesterreich-Ungarn besetzt und verwaltet werden sollten, und gleichzeitig dieser Macht das Recht gewährt, auch im Sandschak Novibazar Garnisonen zu halten, sowie militärische und Handelsstraßen zu besetzen.

In dem seither verflossenen Zeitraum sind jene beiden verwahrlosten und im Inneren zerrütteten Provinzen eigentlich erst der europäischen Kultur erschlossen worden. Es wurde dort ein Werk vollbracht, das fast beispiellos in der Kolonialgeschichte aller Zeiten und Völker dasteht. Namentlich dem Verkehrswesen hat die k. k. Landesregierung, an deren Spitze der Landeschef General der Kavallerie Freiherr Johann v. Appel in Sarajevo steht, während in Wien dem Reichsfinanzminister v. Kallay die



Mostar (Ansicht von Südwest).

Sorge für die okkupierte Provinz anvertraut ist, die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Das Land ist mit einem Netz neuer Straßen überzogen; 877 Kilometer Eisenbahnen sind bereits in Betrieb, ferner sind 83 Militärpostanstalten und 121 Telegraphenbureaus vorhanden, während die Länge der Telegraphenlinien 2462 Kilometer beträgt.

Sämtliche Bahnen sind erst seit Uebernahme der Verwaltung durch Oesterreich-Ungarn entstanden. Eine schmalspurige Staatsbahn mit mehreren Abzweigungen durchschneidet das ganze Okkupationsgebiet von Bosna-Brod im Norden bis Metkovitsch im Süden, von der Save bis zur Narenta, von dem Fluß- und Wassergebiet des Schwarzen bis zu dem des Adriatischen Meeres. Damit sind diese Länder erst dem allgemeinen Verkehr zugänglich gemacht worden, da der Tourist sie nunmehr vom Gestade der Adria aus ihrer ganzen Ausdehnung nach in bequemster Weise auf der Eisenbahn durchfahren kann. Schon wendet sich auch der Zug der Reisenden immer mehr jenen sehenswerten Ländern zu; selbst aus dem fernen Frankreich werden bereits Vergnügungsreisen dorthin veranstaltet. In der That gewährt auch eine solche Fahrt dem Touristen die anziehendsten Einblicke in dies zum Teil noch halb orientalische Land mit seiner verschiedenartigen Bevölkerung und führt ihm eine Menge der herrlichsten Landschaftsbilder vor.

Metkovitsch, wo wir unsere Reise durch das Okkupationsgebiet von Süden nach Norden beginnen, ist ein dalmatinischer Marktflecken mit lebhaftem Handel und einem Hafen, in den viele der von Triest und Cattaro kommenden Dampfer einlaufen. Hier betritt die Narenta, deren Flußgebiet Südbosnien und die Herzegowina bewässert, Dalmatien, um sich dann unterhalb des Forts Opus, der Halbinsel Sabbioncello gegenüber, mit mehreren, ein



Mostar, Römerbrücke.

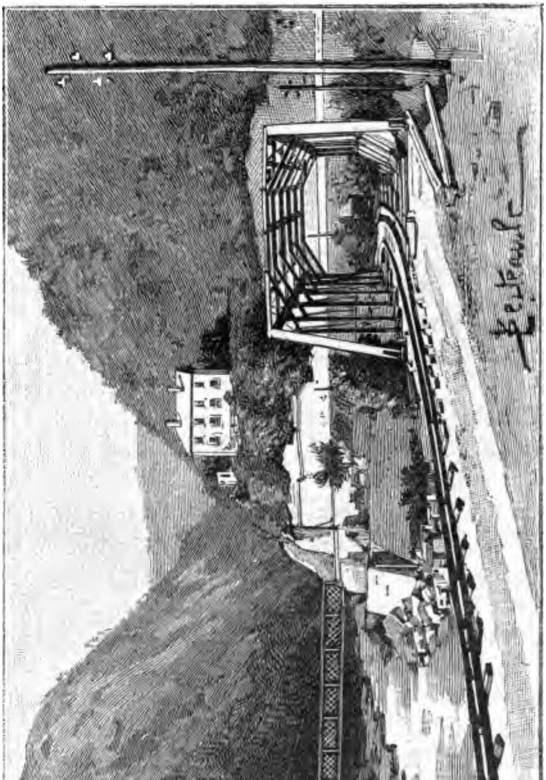
Delta bildenden Mündungen ins Adriatische Meer zu ergießen. Sie ist für Seeschiffe und große Dampfer bis Metkovitsch schiffbar.

Durch kaiserliche Verordnung vom 7. Juli 1898 ist eine Fortsetzung der bosnischen Bahnen in südöstlicher Richtung von Gabela bei Metkowitsch nach Gravosa, dem Hafen von Ragusa, und nach Castelnuovo in der Bocche di Cattaro beschlossen worden. Diese Verlängerung der Bahn hat eine große strategische Bedeutung, wird aber zweifellos auch die wirtschaftliche Hebung des dalmatinischen Küstenlandes fördern und namentlich dem neuerdings in erfreulichem Aufblühen befindlichen herrlichen Ragusa zu gute kommen.

Dem Laufe der Narenta folgend, die in der Herzegowina Neretva heißt, bringt uns das Dampfroß nach Mostar, der ehemaligen Hauptstadt der Herzegowina, jetzt des Kreises Mostar. Es ist eine ganz südliche, zum Teil auch noch durchaus orientalische Stadt, die rings von grauen, kahlen und zerklüfteten Karstbergen umschlossen ist. Seit mehr als sechshundert Jahren ist die strategische Wichtigkeit dieses Punktes bekannt, den Türken und Ungarn, Slawen und Italiener festzuhalten gesucht haben, und um den Ströme Blutes vergossen worden sind. Am 31. Juli und 1. August 1878 war die 18. österreichische Infanterie-Truppendivision bei Imoski und Vrgoratsch in die Herzegowina eingerückt und erreichte am 4. August Mostar, bevor die aufständischen Eingeborenen sich der Stadt hatten bemächtigen können.

Sie zählt gegenwärtig 14,370 Einwohner (ohne Militär) und liegt dort, wo das enge Flußthal sich zu einer Ebene erweitert, am Fuße zweier von Festungswerken gekrönten Berge, des Hum und des Podvelez. Seinen Namen verdankt Mostar der „alten Brücke“ (Stary most), die bei der Einmündung des wilden Radoboljebaches in die

Narenta in einem einzigen hohen Spitzbogen über die ganze Breite des Flusses gebaut ist. Sie wird gewöhn-



Die Ramabrücke mit dem Wachthaus.

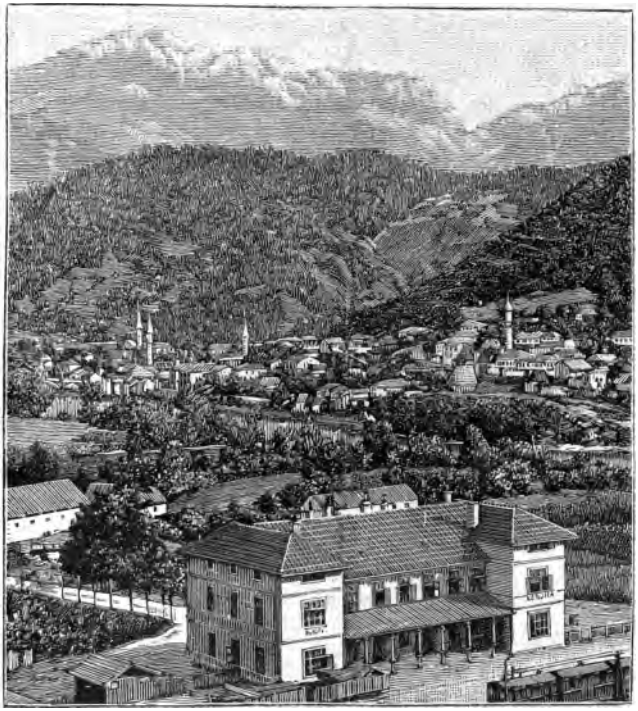
lich die *Römerbrücke* genannt, ist wahrscheinlich aber erst in der Zeit Solimans II. erbaut worden. Außer ihr überspannt die Narenta jetzt die neue eiserne Franz

Josephs-Brücke. Dicht am Bahnhof liegt das elegante, von der Regierung erbaute und verwaltete „Hotel Narenta", aber unweit davon beginnt die alte Türkenstadt mit ihrem Gewirr enger Gassen und ihrem interessanten Völkergemisch. Eine große griechische Kathedrale, eine kleinere katholische Kirche und zweiunddreißig Moscheen mit ihren zierlichen Minarets heben sich von dem Häusergewirr ab. Das Zentrum der Stadt wird von der am linken Flußufer hart an der Römerbrücke gelegenen alten Citadelle gebildet; südwärts in die Ebene von Buna und nördlich in die Ebene von Mostar ziehen sich die Vorstädte mit freundlichen Gärten, hübschen Landhäusern und Weinpflanzungen. Die Rebe wächst hier fast ohne Pflege und liefert die herrlichsten Trauben; Feigen-, Oliven- und Granatapfelbäume gedeihen vortrefflich.

Auch bei der Fahrt von Mostar nordwärts folgt die Bahn meist dem Laufe des fischreichen Flusses, an den sie bei der Station Vojno, wo sich das Thal wieder verengt, ganz dicht herantritt. Bei der Station Raschkagora treten wir in das sogenannte große Narentadefilé ein, das sich etwa 30 Kilometer weit bis Jablaniza hinzieht und durch seine wildromantische Schönheit selbst hochgespannte Erwartungen übertrifft. In dem von gewaltigen Felswänden eingeschlossenen Felsenthal rauscht der Fluß meist in Kaskaden über mächtige Felsblöcke dahin; die Bahnlinie ist vielfach über hohe Stützmauern geführt. Nachdem wir die Dreschniza auf einer eisernen Brücke passiert haben, fährt der Zug in die gleichnamige Station ein; es werden einige kleine Tunnel durchfahren, dann kommt in der noch dichter mit ihren Steilwänden zusammenrückenden Schlucht Station Graboviza.

Weiterhin kreuzen wir eine Chaussee, welche die Türken 1863 zu bauen begonnen hatten, die sich nachher aber trotz der ungeheuren Baukosten als gänzlich unbrauchbar

erwies. Die während der Okkupation in musterhafter Weise erbaute neue Kunststraße zieht sich im Narenta-defilé am entgegengesetzten Flußufer hin, da in dieser



Ansicht von Konjiza.

Enge nicht Raum genug vorhanden war, um Fahrstraße und Bahn nebeneinander anlegen zu können.

Wir überschreiten die Narenta auf einer eisernen Brücke und gelangen alsbald wieder in einen neuen malerischen Engpaß, der aber nur etwa 3 Kilometer lang ist. Das Dampfroß trägt uns an der Komadinaquelle vorüber, die

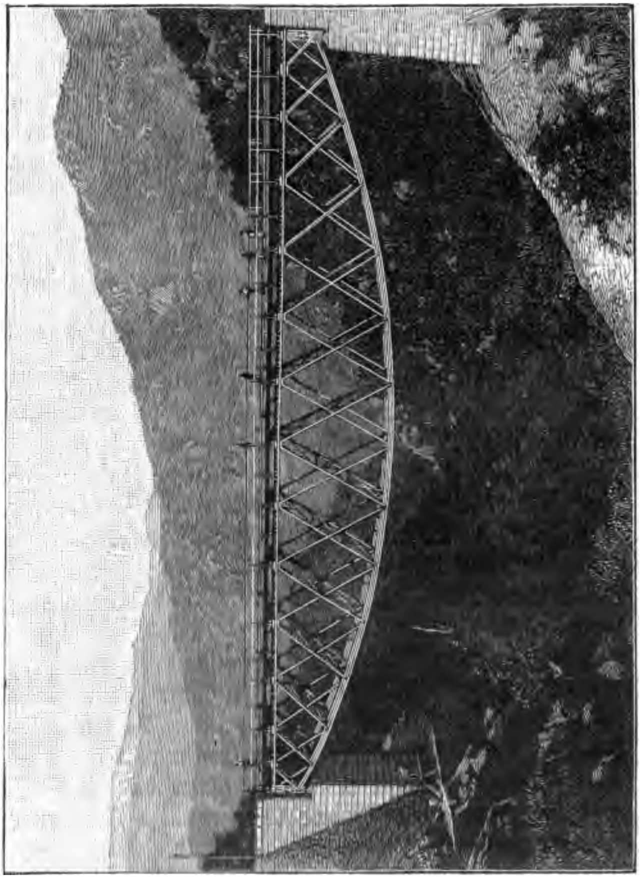
in Kaskaden zum Flusse niederrauscht, ein Tunnel durchbricht die Ausläufer des Prenjgebirges, dann erweitert sich das Thal, in dem die Bahnlinie gewaltige Kurven beschreibt. Nachdem wir den Glogoschnizatunnel passiert haben, wird das Glogoschnizathal auf einem Viadukt mit fünf mächtigen Bogenöffnungen überschritten, wobei man einen herrlichen Blick auf den Prenj (2102 Meter) mit seinen steil abfallenden Schroffen genießt. Noch ein



Station von Brdjani.

Tunnel, dann geht es über eine Brücke wieder auf das rechte Narentaufer, und gleich darauf ist die in einem unbeschreiblich schönen Hochthale gelegene Station Jablaniza erreicht. In der Nähe des Stationsgebäudes liegt ein Hotel mit schönem Park, der Gendarmerieposten und ein paar Häuser; auf einer Anhöhe eine große Kaserne mit Post- und Telegraphenamt. Von dieser Höhe bietet sich eine schöne Rundschau auf die das Thal rings umgebenden Bergriesen: die Raulja im Nordwesten, die Trinaca im Westen und mehr zurück der alle übrigen Spitzen überragende Hochgipfel der Velika Cverstniza (2227 Meter), während im Osten die gewaltige Prenjplanina aufsteigt.

Auf einer hohen Brücke wird die Doljankaschlucht übersetzt, und bald hernach passiert die Bahn abermals



Die Lukabrücke.

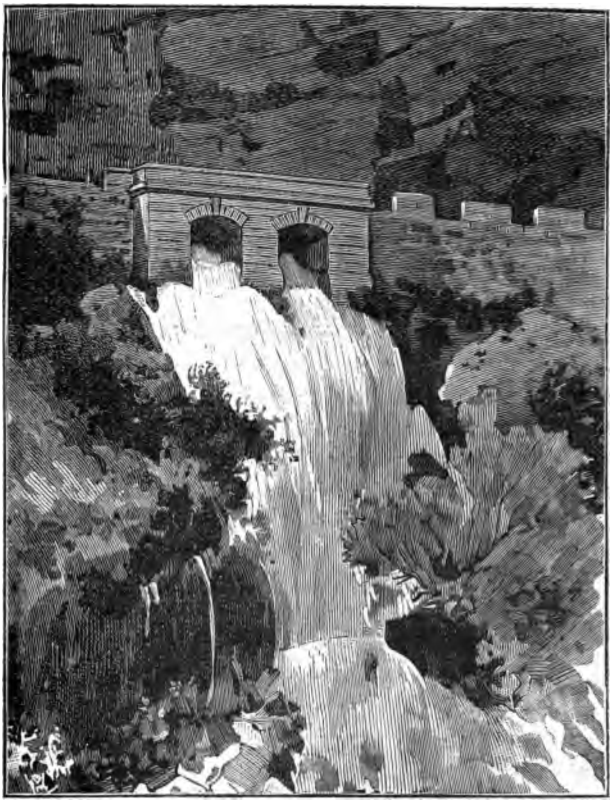
eine von der Narenta durchbrauste Thalenge. Bei der Einmündung der Rama in die Narenta liegt oberhalb ein befestigtes Wachthaus mit einer aus einem Ober-

leutnant und zwei Dutzend Jägern bestehenden Besatzung, die alle drei Monate abgelöst wird. Diese hat die Aufgabe, die Ramabrücke zu sichern, und verfügt über Proviant- und Munitionsvorräte, die nötigenfalls sogar für eine längere Belagerung ausreichen würden. Beständig gehen von dem Wachthause aus Patrouillen auf der Chaussee und an der Bahnstrecke entlang, die erst die Straßenbrücke zunächst dem Wachthause unterfährt und dann nach Querung des Ramaflusses die Station Rama erreicht. Die Rama hat ursprünglich dem Lande seinen Namen gegeben, und erst als einer seiner Fürsten die bosnische Lehenshoheit sprengte und im Jahre 1440 von Kaiser Friedrich IV. den Herzogstitel erwarb, hieß sein Land fortan nach dem Nationalheiligen der Südslawen das Herzogtum vom heiligen Sava (Sabbas, gestorben 1237), woraus abgekürzt der heutige Name Herzegowina, türkisch Hersek, geworden ist.

Den Windungen der Narenta in dem von hier ab einen freundlicheren Charakter annehmenden Thale folgend, überschreitet die Bahn zuerst den Toschtschanizabach und dann die Neretviza oder kleine Narenta. Sie passiert die Station Ostroschaz, die Haltestelle Lisitschitj und hält dann auf der Station Konjiza an der Mündung der vom Hohen Ivan herabkommenden Trsteniza. Die schön gelegene, wasserreiche Stadt Konjiza erstreckt sich in einem Bergkessel auf beiden Ufern der Narenta, die durch eine steinerne Bogenbrücke miteinander verbunden werden.

Bei der Weiterfahrt verläßt die Bahn das Thal der Narenta, um in das engere der Tresaniza einzutreten, wo die bis zum Hohen Ivan, der die Wasserscheide zwischen der Herzegowina und Bosnien bildet, emporführende Zahnstangenstrecke der Bahn (System Abt) beginnt, die ein wahres Meisterstück der modernen Technik darstellt. Der eigentliche Aufstieg mit Steigungen

bis zu 60 Prozent fängt bei der Station Podorozac an, dann geht es in einer großen Schleife mit zwei Tunneln



Die Bradinafälle.

durch das sich hoch hinaufziehende Pravosnizathal, um hierauf wieder auf die Lehne des Tresanizathales zurückzukehren. Oben auf der Hochebene liegt die Station Brdjani. Nachdem abermals zwei Tunnel passiert

sind, überschreiten wir auf einer eisernen Brücke die Lukaschlucht und treten hinter den Wasserfällen von Bradina in eine Thalenge ein, an deren Ausgang Bradina liegt.

Nun folgt ein freundliches Thal, in dem die Bahnlinie eine zweite Schleife bildet. Der 648 Meter lange Ivantunnel wird durchfahren, an dessen Ende die Station Ivan liegt, und die bosnisch-herzegowinische Grenze überschritten. Nun senkt sich die Bahn wieder abwärts. Bei Station Rasteljiza endet die Zahnstangenstrecke des eigentlichen Ivanüberganges, doch findet auf der Neigung hinter Station Tartschin noch eine teilweise Benutzung der Zahnstange statt.

Hinter Station Blaschuj erreichen wir die Ebene von Sarajevo und bei der Bosnabrücke den tiefsten Punkt der Bahn, die dann bis Sarajevo wieder etwas ansteigt. Auf einer eisernen Brücke wird die Zeljezniza passiert; wir fahren an dem Bade Ilidze vorüber, das wegen seiner heilkräftigen Schwefelquelle und seiner herrlichen Lage alljährlich den Wallfahrtsort vieler Tausende bildet, setzen erst über die Dobrinja, dann über die Miljatschka, um hierauf in den stattlichen Bahnhof der Landeshauptstadt Sarajevo einzufahren.

Sie liegt in 540 Meter Meereshöhe am Ostausgange der Ebene Sarajevsko-Polje zu beiden Seiten der mehrfach überbrückten Miljatschka, die oberhalb der Stadt aus einem schluchtartigen Thale hervorbricht, das südlich von den Abhängen des Trebewitschgebirges und nördlich von den Vorbergen des Ozron gebildet wird. Unterhalb der Stadt öffnet sich die Ebene gegen Südwesten und dehnt sich in dieser Richtung zwei bis drei Quadratmeilen weit aus. Ihren Westrand bildet der 1248 Meter hohe Igman, der steil gegen die Ebene abfällt, und an dessen Fuße die Quellen der Bosna entspringen. Bei dem Dorfe

Vrelo-Bosna brechen sie vereint mit auffallend großer Wassermenge hervor, so daß die Bosna, in die sich bei Sarajevo die Miljatschka ergießt, schon als ziemlich bedeutender Fluß in die Ebene tritt.

Die Stadt, welche gegenwärtig an 41,000 Einwohner zählt, dehnt sich nicht nur in der Thalsohle aus, sondern



Der Bahnhof von Ilidze.

steigt auch an beiden Hängen mit ihren gartenreichen Vierteln empor. Sie gewährt mit ihren weißen Häusern, über die mehr denn 100 Minarets und eine Anzahl imposanter Kuppelbauten emporragen, einen höchst malerischen Anblick. Auch die zahlreichen modernen Bauten, welche die Landesregierung errichtet hat, sind mit Geschmack und Sorgfalt dem Gesamtbilde der Bosna-Seraj (die Burg

oder das Schloß an der Bosna), wie die Türken die Stadt nennen, angepaßt.

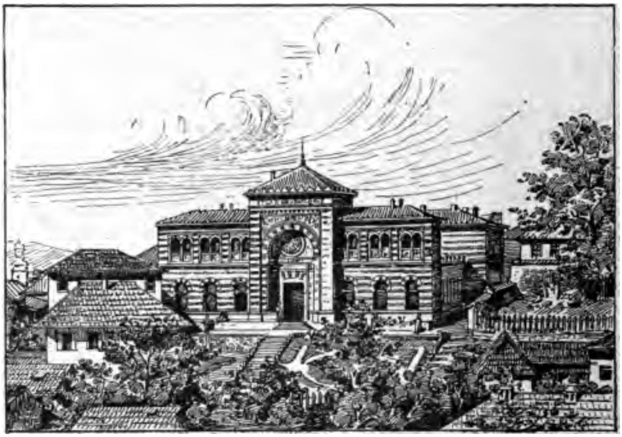
Im Jahre 1263 wurde durch den ungarischen General Cotroman an der Miljatschka (das heißt die Liebliche) die Niederlassung Bosnavár (Verhbosna) gegründet. Auf ihren Trümmern und denen der Stadt Kotor legten im Jahre 1465 bosnische Begs, die den mohammedanischen Glauben angenommen hatten, den Grund zu der heutigen Stadt. Damals erbaute der erste Großvezier Bosniens, der prachtliebende Renegat Chosrew Beg, auf jener Höhe, welche gegenwärtig die alte Festung einnimmt, ein Schloß (Seraj). Die Stadt, welche nun nach und nach an seinem Fuße entstand, wurde nach ihm Bosna-Seraj oder slawisch Sarajevo genannt. Dann blieb die Stadt im Besitze der Türken. Im Jahre 1697 unternahm Prinz Eugen von Savoyen einen Streifzug nach Bosnien, eroberte die Stadt und ließ sie zum Teil niederbrennen, zog aber nach zwei Tagen wieder ab. 1807 suchten die Serben sich dort festzusetzen, wurden aber durch Hassan Pascha, den ein französisches Hilfscorps unterstützte, über die Drina zurückgeworfen, und zwei fernere Handstreiche endeten mit dem gleichen Mißerfolge. Späterhin waren es wiederholte, von den Begs oder Häuptern des bosnischen Adels angezettelte Aufstandsversuche, für deren Mißlingen Sarajevo die Hauptkosten zu tragen hatte. Der bedeutendste darunter war jener im Jahre 1850, den Omar Pascha niederschlug. Am 19. August 1878 endlich wurde die Stadt von den Oesterreichern nach mehrstündiger Beschießung und verlustreichem Straßenkampfe erstürmt.

Auch ist Sarajevo fünfmal durch Feuersbrünste verheert worden; noch am 8. und 9. August 1879 äscherte der letzte Brand 1479 Häuser ein. Seitdem ist es als eine zum großen Teil völlig moderne, europäische Stadt mit Gas- und elektrischer Beleuchtung, Pferdebahn und



Sarajevo (Ansicht von Ost).

elektrischer Bahn, prächtigen Schauläden und großen Kaffeehäusern, Hotels u. s. w. wiedererstanden. Ein Neubau nach dem anderen steigt empor; so weit die Höhen, welche die Stadt umschließen, nur der Entwickelung Raum gewähren, regt sich ein frisches Wachstum. Neue Straßen, wie die Gisela- und Franz Joseph-Straße, sind entstanden und prächtige Parkanlagen geschaffen worden; die Mil-

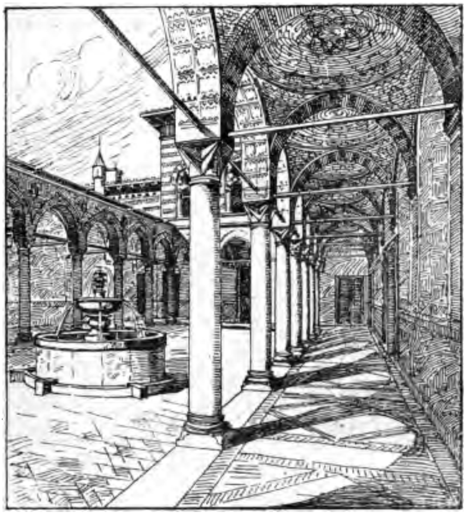


Die Scheriatrichterschule in Sarajevo.

jatschka wurde im Stadtgebiet mit Quais versehen, reguliert und mehrfach neu überbrückt; neben zahlreichen Kirchen und Schulen wurden ein schönes großes Landesspital, ein prachtvolles Regierungsgebäude, ein Rathaus, ein Gebäude für die Eisenbahndirektion, Kasernen, große Hotels u. s. w. errichtet.

Ein hervorragendes Werk der Baukunst ist die nach den Entwürfen der Baudirektion der bosnisch-herzegowinischen Landesverwaltung ausgeführte Scheriatrichterschule, die in dem aufsteigenden nördlichen Stadt-

teil über einer freundlichen Gartenterrasse sich erhebt. Der zweistöckige Bau im maurischen Stil hat einen weiten Portalbogen, zu dem eine breite Freitreppe emporführt. Um den mit einem Brunnen geschmückten Säulenhof, der etwas an die Alhambra erinnert, liegen hinter den offenen Gängen die Lehrsäle und die Moschee. Hier wird



Säulenhof der Scheriatrichterschule in Sarajevo.

das mohammedanische Recht, Scheri genannt, gelehrt, das heißt: die Lehren des Koran und der Sunna (Ueberlieferung) über Ehe-, Familien- und Erbrecht, die für die Bekenner des Islam auch unter der jetzigen Regierung durch besondere Scheriatrichter gehandhabt werden.

Ein besonders stattlicher Bau ist das 1896 vollendete erzbischöfliche Zentral-Priesterseminar, das, von einer schönen Kuppel gekrönt, an der aufsteigenden Berglehne die Stadt überragt. Diese Kuppel erhebt sich über

einem im Grundriß kreuzförmigen Kirchenraume, um den die Lehrsäle und Wohnungen der Lehrer und Schüler in symmetrischer Anordnung gruppiert sind. Die **katholische Domkirche**, ein einfacher zweitürmiger Bau, wurde auf Betreiben des Erzbischofs Dr. Joseph Stadler vor wenigen Jahren errichtet. Das Aeußere ist schlicht wie etwa bei einer mittleren Pfarrkirche; dagegen entsprechen das dreischiffige Innere, das reich gestaltete Presbyterium



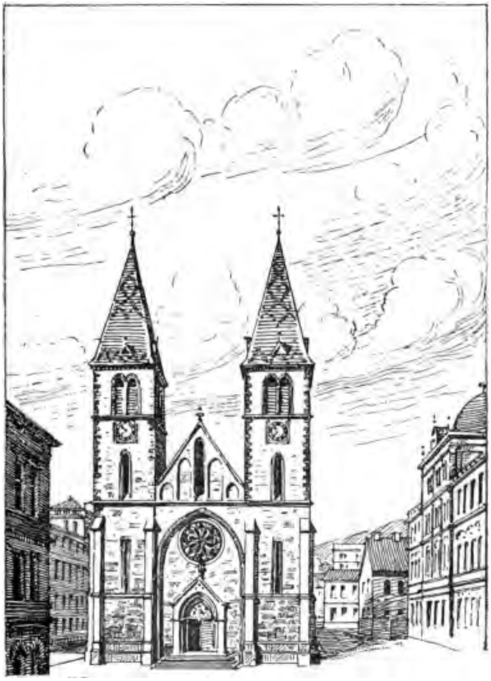
Zentral-Priesterseminar in Sarajevo.

und die vornehme Ausschmückung durchaus der Bestimmung des Gotteshauses als Kathedrale.

In die modernen Hauptstraßen von Sarajevo aber münden Nebenstraßen, die noch ganz und gar das orientalische Gepräge tragen, und am Ende der Franz Joseph-Straße gelangen wir in das eigentliche Türkenviertel, in dem sich auch der interessante Bazar — Carschia genannt — und die Werkstätten aller Handwerker befinden. Gerade in diesem Nebeneinander von Morgen- und Abendland liegt ein Hauptreiz der Landeshauptstadt Bosniens, die gleichzeitig eine Touristenstadt ersten Ranges ist, wie

sie in kommerzieller Hinsicht auch den Schwerpunkt und das Zentrum des Gesamthandels in Bosnien darstellt.

Auf der Weiterfahrt von Sarajevo in nördlicher Richtung verlassen wir bei Station Rajlowaz den frucht-



Katholische Domkirche in Sarajevo.

baren und von Wasserläufen durchschnittenen Sarajevsko-Polje. Dann folgt Vojosca, der Anschlußpunkt für die östlicher gelegenen Mangan- und Chrombergwerke und die Erzgruben von Vares. Weiterhin Visoko, der Hauptsitz des bosnischen Ledergewerbes, und Lasva, von wo die Bahn zur alten Königsstadt Jaicze abgeht, deren Durch-

führung nach Dalmatien beabsichtigt wird. Nachdem die von steilen Sandsteinfelsen mit seltsamer Gestaltung ein-



Vares (Erzgruben).

geengte Thalschlucht der Rukavika passiert ist, durchqueren wir die Ebene von Zenica mit dem gleichnamigen, fast modern ausschauenden Städtchen, wo zahlreiche Fabrik-

schornsteine von reger industrieller Thätigkeit zeugen. Dort befinden sich auch ein stattliches Kohlenbergwerk, das 300 Arbeiter beschäftigt, und ein ansehnliches Eisenwalzwerk.

Wie die Bahn in der Herzegowina der Narenta folgt, so zieht sie sich hier meist längs der Bosna hin. Das



Die Burg von Cesanj (Ostseite).

von einem Kastell überragte Vranduk liegt auf einem mehrere hundert Meter hohen Felsgrat, der sich von Westen her in das Thal vorschiebt, den Fluß zu einer scharfen Biegung zwingend. Nachdem die Bahn den Fluß mehrmals überschritten hat, gelangt der Reisende nach den Stationen Nemila und Han Begov. Dann folgen Zepce, Maglaj, von wo aus Tesanj mit seiner malerischen Burg besucht werden kann, Doboj und Dervent.

Immer weiter geht es im lieblichen Bosnathale bis zur Landesgrenze und zum Anfangspunkte der Bahn, der Stadt Bosnisch-Brod; Brod, auch Brood, ist als Ortsname im Slawischen häufig und entspricht dem deutschen Furt. Gegenüber, links der Save, liegt Stadt und Festung Brod in Kroatien-Slavonien, der vormaligen slavonischen Militärgrenze, wo wir auf die ungarische Staatsbahn übergehen.

Mannigfaltiges.

Lovelys Grab. — Auf dem großen Friedhofe zu Kensal-Green bei London befinden sich besonders viele prächtige und künstlerisch ausgeführte Grabdenkmäler, denn hier haben die reichsten und angesehensten Familien ihre Grüfte. Eine der schönsten ist die der Grafen Douglas. Aus den Inschriften ersieht man, daß hier die vornehmsten Würdenträger mit ihren Gattinnen ruhen, und eine der letzten Inschriften nennt den Namen der Gräfin Editha Douglas. Dicht darunter folgt der einfache Name „Lovely", und damit hat es eine eigene Bewandtnis.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Portal des Friedhofes hielt an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1841 eine elegante Equipage. Ein Diener, der neben dem Kutscher auf dem Bock gesessen hatte, sprang herab, öffnete den Schlag und half respektvoll einer alten Dame beim Aussteigen.

„Nehmen Sie den Sarg unter den Arm, John," sagte diese, worauf sich der Diener mit einem kleinen sargähnlichen Kasten belud und auch mit einem Spaten, welchen der Kutscher ihm zureichte.

Die alte Dame schritt, gefolgt von John, durch die Reihen der prächtigen Grabdenkmäler zu einer umgitterten Begräbnisstätte hin, welche ein hohes Monument zierte, dessen goldschimmernde Inschrift verkündete, daß hier die letzte Ruhestatt der Familie Douglas sei. Die Dame zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel, öffnete das Gitterpförtchen, zeigte auf eine leere Stelle innerhalb der Umfriedigung und sagte: „Graben Sie hier das Grab, John."

Der Diener machte sich sogleich an die Arbeit, wurde jedoch bald von einem in der Nähe beschäftigten Totengräber gestört, welcher hastig herbeikam und rief: „Ei, ei, was macht Ihr da?"

„Ihr seht es wohl, ich grabe ein Grab," versetzte John.

„Das dürft Ihr nicht so ohne weiteres."

„Mein guter Mann, stört uns hier nicht," sprach würdevoll die alte Dame. „Ich bin die Gräfin Douglas, und dieser Begräbnisplatz ist mein Eigentum. Also kann ich hier thun, was ich will."

„Da irren Sie sich, das dürfen Sie nicht," widersprach energisch der Totengräber. „Eine Leichenbestattung muß ordnungsgemäß zuvor angemeldet werden, worauf dann der Friedhofsverwalter mich oder einen anderen seiner Leute beauftragt, die Gruft auszuschaufeln."

„In diesem Falle ist das nicht nötig, denn ich will hier nur meinen Liebling, nämlich meinen hübschen Seidenspitz Lovely, begraben, der gestern zu meinem größten Kummer infolge Altersschwäche gestorben ist."

„Madame, das ist nicht erlaubt. Auf dem Kensal-Green-Friedhof darf kein Hund begraben werden."

„Hier auf meinem Grund und Boden habe ich zu befehlen. Grabe nur zu, John."

Der Totengräber eilte davon und holte den Friedhofverwalter zur Stelle.

„Madame, ich muß Sie bitten, von solchem Beginnen sofort abzulassen," sagte dieser ernst. „Es ist meine Pflicht, Ihnen das zu untersagen."

„Ich bestreite, daß Sie das Recht dazu haben."

„Verzeihen Sie, Madame; ich bin allerdings dazu befugt. Wenn Sie nicht gutwillig meiner Anordnung sich fügen wollen, würde ich mich zu meinem Bedauern genötigt sehen, Gewalt gegen Sie anwenden zu müssen."

„Nun wohl, ich werde mich über Sie beschweren."

„Das steht selbstverständlich ganz in Ihrem Belieben."

„John, nehmen Sie den Sarg auf und folgen Sie mir. Heute läßt sich nichts machen, denn es geht hier Gewalt vor Recht. Aber dennoch gedenke ich meinen Willen durchzusetzen."

Damit schritt die Gräfin davon, gefolgt von ihrem Diener mit dem Hundesarg und dem Grabscheit, nach dem Portal, vor welchem die Kutsche ihrer harrte.

Die Gräfin fuhr ohne Verzug zu ihrem Rechtsanwalt, welchem sie den Vorfall mitteilte. „Kann ich mit Erfolg klagen?" fragte sie.

„Nein," versetzte der Rechtsanwalt kopfschüttelnd.

„Man würde es mir unter keinen Umständen gestatten, mein Vorhaben auszuführen?"

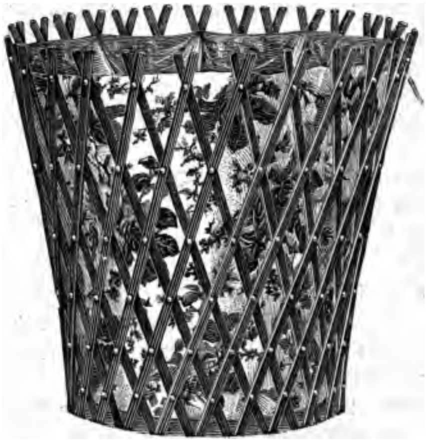
„Ganz gewiß nicht."

„So wissen Sie also wirklich keinen Rat?"

„O doch," sprach lächelnd der Rechtsanwalt. „Die Sache ist sogar ziemlich einfach. Sie müssen es nur ganz anders einrichten, Frau Gräfin. Warum wollen Sie sich überhaupt bei Lebzeiten schon von Ihrem toten Liebling trennen? Lassen Sie doch das Hündchen zierlich ausstopfen von einem geschickten Präparator, und dann setzen Sie Lovely auf den Kaminsims in Ihrem Salon oder sonstwohin; Sie werden hoffentlich noch viele Jahre Ihre wehmütige Freude an ihm haben. Und wenn einmal Ihr letztes Stündlein kommt, nun, dann verfügen Sie letztwillig, daß Ihr ausgestopfter Liebling zu Ihnen in den Sarg gelegt und mit Ihnen im Erbbegräbnis begraben werden solle. Das kann niemand verwehren, denn Sie dürfen in Ihrem eigenen Sarg auf die letzte Reise mitnehmen, was Sie wollen."

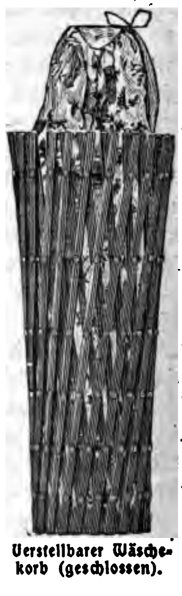
Lovely wurde also von einem kunstreichen Präparator sehr schön ausgestopft. Zehn Jahre lang schmückte er in solchem ausgestopften Zustande den Kaminsims im Salon der alten reichen Dame. Dann schied sie hochbetagt aus diesem Leben. Ihrer letztwilligen Verfügung in betreff Ihres ausgestopften Lieblings wurde gewissenhaft entsprochen. Es hatte niemand etwas dagegen einzuwenden, und so kam Lovely doch noch in das Erbbegräbnis der Grafen Douglas. F. L.

Neue Erfindungen: I. Verstellbarer Wäschekorb. — Viele Familien, besonders in den Großstädten, wo man der teuren Miete wegen seine Wohnungsräume auf das Unentbehrlichste beschränkt, und Nebengelasse kaum vorhanden sind, haben oft ihre liebe Not, sich selbst und ihre Möbelstücke unterzubringen.



Verstellbarer Wäschekorb (geöffnet).

Ueberall fehlt es an Platz. Am lästigsten wird die schwarze Wäsche. In die Wohn- und Schlafräume gehört sie nicht, da sie übelriechend ist, eine „Rumpelkammer" ist nicht vorhanden, ein besonderes Wäschegelaß haben nur größere Wohnungen. Bleibt also nur der Flur, der aber durch die Wäschekiste nicht gerade geziert wird. Leute, die darauf halten, daß man schon beim Eintritt in die Wohnung auf dem Flur einen angenehmen Eindruck empfängt, sollten sich daher den hier abgebildeten verstellbaren Wäschekorb anschaffen. Er hat zunächst den großen Vorteil, möglichst wenig Raum einzunehmen, da er verstellbar ist, das heißt für wenig Wäsche bleibt er eng zusammengeschoben, und je mehr hinzukommt, desto weiter wird er auseinandergezogen; dann aber sieht er auch hübsch aus. Er ist aus dunkel gebeizten Holzstäben gemacht und mit geblümtem Möbelkattun gefüttert. Blanke Polsternägel halten das Holzgestell zusammen. Die Höhe beträgt 70 Centimeter, der obere Durchmesser im ganz geöffneten Zustande ebensoviel, was für den Wäschebedarf einer nicht zu großen Familie vollauf genügt. F. Z.



Verstellbarer Wäschekorb (geschlossen).

II. Die Blitzrührschüssel. — Eine höchst wertvolle Neuheit für die Küche ist die von Frau Anna Hoffmann in Würzburg erfundene, gesetzlich geschützte „Blitzrührschüssel". Es ist dies ein Teigrührapparat aus Email mit Zahnradgetriebe, der bei Herstellung von Mehlspeisen wie Puddings, feineren Bäckereien, bei kalten schaumigen Saucen ꝛc. eine enorme Ersparnis an Zeit und Arbeitskraft bietet. — Die vier dicht am Boden sich drehenden Rührschaufeln leisten das, was sonst durch stundenlanges anstrengendes Rühren erzielt wurde, ohne jede Anstrengung in einigen Minuten, und die Teige aus Zucker und Eiern zum Beispiel werden so glatt und schaumig, die Mayonnaisen so steif und schön, wie es mit dem Rührlöffel nie erreicht wird. — Nach Abnahme des Triebwerks (ein einziger Griff) dient die extra starke Emailschüssel allen möglichen Küchenzwecken.



A. R.

Die Duellepidemie in Bordeaux. — Kurz nach dem Sturze Napoleons I. wurde in einigen französischen Garnisonen die Duellwut zu einer wahren Landplage. So in Bordeaux, wo ein Graf Larillière fünfzehn Jahre hindurch geradezu der Schrecken aller Familien mit erwachsenen Söhnen war. Der Graf hatte in diesem Zeitraum mehr als vierzig Duelle gefochten und elf seiner Gegner getötet. Er prahlte, er warte nur auf eine Gelegenheit, das Dutzend voll zu machen, dann wolle er eine Zeitlang ruhen. Aber die Vorsehung wollte es anders.

Es war am Abend eines großen Maskenfestes im Theater zu Bordeaux. Larillière saß im Café des Theaters, wo er viel verkehrte, und schlürfte gemütlich sein Glas Punsch. Es war

etwa um zwölf Uhr, als plötzlich die Thür des Cafés aufgestoßen wurde, und ein hochgewachsener Mann in einem schwarzen Domino mit einer Halbmaske vor dem Gesicht eintrat und geradeswegs auf den Tisch des Grafen zuschritt. Von den Gästen des Cafés kümmerte sich zuerst keiner um den Maskierten, denn der Ball erklärte zur Genüge sein Kostüm. Aber kaum sah man ihn in der Nähe des berüchtigten Grafen, als alle aufmerksam die Vorgänge verfolgten.

Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff der Maskierte das noch halb gefüllte Glas des Grafen, goß es aus und bestellte mit lauter Stimme beim Kellner eine Flasche Mandelmilch.

„Unverschämter!" schrie Larillière bleich vor Wut dem Vermummten zu, indem er sich vergeblich bemühte, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen. „Wissen Sie, wen Sie vor sich haben?"

„Ich weiß nur zu wohl, wer Sie sind," erwiderte der Unbekannte ruhig und drückte den Grafen mit mächtiger Hand auf seinen Stuhl zurück. Alle Anwesenden waren aufgesprungen, aber obgleich niemand es wagte, sich einzumischen, beobachteten doch alle mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausgang dieses Streites.

„Kellner, beeilen Sie sich!" rief der Maskierte.

Jetzt brachte der Kellner das Verlangte und schenkte ein Glas voll. Der Unbekannte, der noch immer dicht vor dem vor Wut schäumenden Grafen stand, zog eine Pistole aus der Tasche und sagte langsam mit lauter Stimme: „Trinken Sie jetzt im Beisein dieser Herren und zu meiner besonderen Genugthuung dieses Glas aus, oder ich schieße Sie nieder, wie ich einen tollen Hund niederschießen würde. Trinken Sie aber, so werde ich Ihnen morgen früh die Ehre erweisen, mich mit Ihnen zu schlagen."

Mit einem Gesicht, als ob er Gift schlucke, trank Larillière das Glas aus. „Diese Demütigung genügt für heute, morgen werde ich Sie töten," sagte der Fremde jetzt mit lauter Stimme, indem er zurücktrat. „Meine Sekundanten werden Sie um acht Uhr morgen früh aufsuchen. Wir werden auf derselben Stelle fechten, wo Sie den jungen Chevalier de C. ermordeten." —

Am anderen Morgen stand Graf Larillière seinem jetzt un-

maskierten Gegner gegenüber. Dieser schien kaum zwanzig Jahre alt zu sein, aber seine Haltung war ruhig, stolz und achtunggebietend.

Larillière bemerkte es, und seine Stellung einnehmend flüsterte er seinem Sekundanten zu: „Ich glaube, ich stehe heute zum erstenmal einem ebenbürtigen Gegner gegenüber."

Der Kampf begann, und schon nach den ersten Gängen sah man, daß der Graf seinen Gegner nicht unterschätzt hatte; aber er verlor den Mut nicht. Es wurde außerordentlich schnell gefochten. Blitzschnell folgte Hieb auf Hieb. Larillière, der schnell ein Ende zu machen wünschte, hatte schon zwei- oder dreimal seinen berühmten Schlußhieb versucht, aber immer vergebens, jedesmal schlug ihm sein Gegner die Klinge zur Seite. Aergerlich darüber fragte er plötzlich höhnisch: „Sie beabsichtigten doch, mich zu töten, mein Herr, wann werden Sie es thun?"

Eine Sekunde lang schien der Kampf zu ruhen, als der Unbekannte ruhig erwiderte: „Sofort," und im selben Augenblick dem Grafen den Säbel in die Brust stieß.

Larillière sprang einen Schritt zurück, wankte und fiel tot in die Arme seines Sekundanten.

Höflich trat der Fremde jetzt einen Schritt vor und fragte, ob er sich entfernen könne. „Wollen Sie uns jetzt wenigstens Ihren Namen nennen?" fragten beide Sekundanten zu gleicher Zeit. Larillières Gegner erwies sich als ein junger Offizier aus der Garnison Blaye. Als die Kunde von dem Tode des berüchtigten Raufboldes in Bordeaux bekannt ward, ließen viele Mütter Messen lesen zum Dank an den Allmächtigen, daß er die Stadt von dieser Plage befreit hatte. W. Stelljes.

Fremdkörper im Ohre. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß Kinder sich beim Spielen oft allerhand Gegenstände, wie Bohnen, Glasperlen, Steinchen, Erbsen u. s. w., ins Ohr stecken, die ebenso oft wieder von selbst herausfallen. Oft aber auch, namentlich wenn die Fremdkörper tiefer in den Gehörgang hineingepreßt werden, tritt heftige Schmerzempfindung auf, und nun flüchtet natürlich das gequälte Kind weinend in die Arme der Eltern, die in dem ersten Schrecken nichts Gescheiteres zu thun wissen, als mit allerhand spitzigen Gegenständen (Haarnadel, Pfriemen, Ohrlöffel u. s. w) nach dem Uebelthäter zu

fahnden, um ihn wieder ans Tageslicht zu bringen. Sind solche Manipulationen von keinem günstigen Erfolge begleitet, so wird bei fehlender ärztlicher Hilfe der Bader des Ortes geholt, der dann auch eifrig das Zerstörungswerk weiter fördert. Je mehr Versuche mißlingen, desto hitziger wird das Gefecht, desto mehr Truppen in Gestalt von Pinzetten, Häkchen und Schlingen werden ins Treffen geführt, bis endlich das Trommelfell durchbohrt, die Perle oder Erbse in die Paukenhöhle gestoßen, und nun endlich den bestürzten Eltern der gute Rat zu teil wird, die Sache auf sich beruhen zu lassen, der fremde Körper werde schon von selbst zum Vorschein gelangen. Ja, wenn dieser gute Rat nur von Anfang an gegeben und befolgt würde, so möchte er manches arme Wesen vor späterer Taubheit oder gar vor dem Tode retten können.

Manch einer hat auch wohl den gescheiten Einfall, eine ins Ohr geratene Bohne oder Erbse mit der Spritze entfernen zu wollen. Strahl auf Strahl kalten Wassers wird dann in das Ohr gepreßt, und so nicht nur ein neuer Entzündungsreiz zu dem früheren hinzugefügt, sondern durch das Aufquellen der Kerne eine Steigerung der Krankheitssymptome herbeigeführt.

Der äußere Gehörgang bildet etwa in seiner Mitte eine Knickung nach oben. Es wird jedem sofort klar sein, daß eine Erbse, wenn sie noch nicht über diese Knickung hinweggeglitten ist, eine sehr harmlose Erscheinung im äußeren Gehörgange darstellt und bei richtiger Lagerung des Kopfes bald von selbst wieder herausrollt. Nun denke man sich aber, daß mittels einer Pinzette Jagd auf den eingekeilten Fremdkörper gemacht wird; letzterer wird sich natürlich als runder und glatter Körper in weitaus den meisten Fällen nicht nur nicht fassen und herausziehen lassen, sondern im Gegenteil: er wird immer weiter in die Tiefe geschoben. Ueber die Knickung hinaus geht es dann um so rascher dem Trommelfell entgegen, bis ihn die Nische, welche untere Gehörwand und Trommelfell miteinander bilden, aufnimmt. Hat die Erbse sich aber erst in diesen Schlupfwinkel geflüchtet, so erfordert es die äußerste Geschicklichkeit eines Sachverständigen, den Uebelthäter ans Tageslicht zu ziehen; ungeschickte und rohe Manipulationen werden im Nu das Trommel-

fell zum Platzen und den Körper in die Paukenhöhle bringen. Die Folge ist eine heftige Mittelohreiterung mit Fieber, Erbrechen und zuweilen Lebensgefahr.

Ein hierher gehöriger Fall, der sich vor einigen Jahren in Wien zutrug, ist in dieser Beziehung äußerst lehrreich. Ein Mädchen von elf Jahren hatte sich eine Bohne in den äußeren Gehörgang gebracht. Entfernungsversuche, die zwei Tage hindurch erneuert wurden, hatten die Sache endlich so weit verschlimmert, daß die drohendsten Symptome einer Gehirnreizung auftraten, die dann schließlich den Ohrenarzt ins Haus riefen. Wie nicht anders zu erwarten stand, zeigte die Untersuchung eine vollständige Zerstörung des Trommelfells und in der Tiefe, kaum noch sichtbar, die aufgequollene Bohne. Da man sich nicht zu der lebensgefährlichen Operation des Eindringens vom äußeren Schädel her entschließen konnte, wurden eigens für den betreffenden Fall Häkchen, Schlingen, sowie andere derartige Instrumente konstruiert, und so Stück für Stück der Bohne abgetragen. Die Patientin kam mit dem Leben davon, erlitt aber eine beträchtliche Gehörstörung auf dem betroffenen Ohre.

Die ärztliche Litteratur giebt uns solche Beispiele in Menge, und unter diesen sogar nicht wenige, wo mit wahrer Wut in dem einen Ohre auf den Fremdkörper gefahndet wurde, während dieser friedlich in dem anderen sich aufhielt. Man möge sich daher in ähnlichen Fällen vor allem anderen den wichtigen Grundsatz vorführen, daß hier für jeden Laien das Ohr unantastbar sein soll, denn ungeschickte Versuche sind gefährlich. Hat man in schweren Fällen nicht gleich ärztliche Hilfe zur Hand, so kann der Laie höchstens bei Körpern, die nicht durch Flüssigkeiten aufquellen, den Versuch machen, diese durch Ausspritzungen mit lauwarmem Wasser zu entfernen, wobei stets zur Beseitigung der Knickung des äußeren Gehörganges die Ohrmuschel nach hinten, oben und außen zu ziehen ist. Hilft auch das nicht, so lasse man den Fremdkörper ruhig liegen, wo er ist, und lagere den Patienten mit dem Kopfe nach hinten und seitwärts, und es wird sicherlich in den meisten Fällen der Körper auf demselben Wege wieder ans Licht treten, auf dem er ins Ohr gelangt ist.

Was nun endlich noch die Bedeutung lebender Tiere als

Fremdkörper im Ohre anlangt, so weiß in der Regel schon der gesunde Menschenverstand, wenn nicht etwa die ganze Umgebung den Kopf verloren hat, die am sichersten wirkenden Mittel zu finden. Etwas lauwarmes Wasser oder auch der Rauch einer Zigarre genügt meist, den lästigen Störenfried zu beseitigen. Uebrigens ist die Gefährlichkeit der Ohrwürmer, Käfer und anderer Tiere nicht entfernt so groß, als das Volk meint. Der psychische Eindruck, der in solchen Fällen auf den Patienten einwirkt, beschwört fast immer jene kopflosen und gefährlichen Maßregeln zum Habhaftwerden des Eindringlings herauf, denen der Patient im günstigsten Falle eine heftige Entzündung des Ohres verdankt.

Vielleicht ist hier nicht der unrechte Ort, mit einigen Worten auch jener körperlichen Züchtigung zu gedenken, die als mechanischer Gewaltakt auf den Gehörapparat einen ähnlich verderblichen Einfluß auszuüben pflegt, wie die Fremdkörper des Ohres; ich meine die Bestrafung der Kinder durch Schläge aufs Ohr. Weshalb eine so gefährliche Züchtigung mehr oder weniger ungeschwächt bis in die Neuzeit in Kraft bleiben konnte, findet wohl seine natürlichste Erklärung in der vollständigen Unkenntnis der Folgen einer solchen Bestrafung. Es ist aber eine durchaus nicht selten zu konstatierende Thatsache, daß selbst ein mäßiger, mit flacher Hand auf das Ohr fallender Schlag eine Zerreißung des Trommelfells herbeiführt, während bei genügender Widerstandskraft desselben eine Lähmung der Gehörnerven und völlige Taubheit die Folge sein kann. D. G.

Ein geistliches Kirchweihtraktament. — In einer Zeit, da es üblich war, die Allegorie überall anzuwenden, griff man auch nach dem reichen Material, welches die Kochkunst bot, um Predigten damit auszustatten. So ist uns aus dem 17. Jahrhundert ein Kirchweihtraktament erhalten, in welchem der Prediger in seinen Vergleichungen und Beziehungen zu Küche und Keller greift. Er vergleicht sich mit einem Wirte, die Zuhörer sollen die Gäste vorstellen, und nun trägt er die Speisen auf und läßt sich also vernehmen: „Anstatt der Suppen und dem Rindfleisch trage ich zum ersten auf eine in Kren gekochte Zunge. Weil aber die Liebe von sich selbsten anfängt, behalte ich sie für mich.“

Den Eheleuten setzt er nachher eine gebratene Gans auf und fängt an sie zu tranchieren. Erst rühmt er die Gänse um ihrer Wachsamkeit willen, denn es sei ja bekannt, daß sie das Kapitol gerettet hätten. Den Eheleuten wird nun gleicherweise Wachsamkeit für Haus und Wirtschaft anempfohlen. Eine andere gute Eigenschaft sei die, daß die Gänse, wenn sie fliegen, so lange Steine im Schnabel behalten, bis sie der Gefahr, von Adlern verfolgt zu werden, entgangen sind. „Ein gewaltiges nützliches Lehrpünktlein für die Eheleute, absonderlich für die Weiber: wann diese hierinnen den Gänsen mit ihrem Steine im schnatternden Schnabel nachfolgen thäten. Ich vermein' aber, es stünde bisweilen den Männern auch nicht übel an, damit sie nit alles grad herausplauderten, was ihnen ins Maul und auf die Zunge kommt."

Den armen Witwen wird ein Hasenbraten aufgetragen, damit sie auch einmal einen guten Bissen essen, denn sie werden oft wie die Häslein von manchem Spürhund gehetzt. „Wohin in solcher Hetzjagd, meine Witiben, als eben mit dem Häslein in den harten Steinfelsen Christi?"

Den Jungfrauen setzt er vor: eine Schüssel Schnecken. Und warum? „Die Schnecken haben die Eigenschaft, daß man sie selten wird finden außerhalb ihres Hauses; wohin sie auch kriechen, immer tragen sie ihr Haus mit sich. Diese Eigenschaft, meine Jungfrauen, sollt ihr haben, ihr sollt euch nirgends sehen lassen, als zu Hause oder in der Kirche." C. T.

Die Buren in der Gefangenschaft. — Wie bekannt, wurde der Burengeneral Cronje mit seinen Leuten nach der Waffenstreckung bei Paardeberg nach der Insel St. Helena transportiert, wo sie sich noch befinden. Da aber diese kleine Insel im Atlantischen Ozean für neue Burengefangene keinen Raum mehr gewährt, so entschloß sich die englische Regierung, die später gemachten Gefangenen, das heißt alle Buren, die gegen England gekämpft hatten und die Waffen niederlegten, nach der indischen Insel Ceylon zu schicken. Dort befinden sich jetzt nahe an 5000 Mann. Sie liegen im Inneren der Insel im Baracken- und Zeltlager von Diyatalawa, dem „Glücklichen Thale", nicht weit von dem Endpunkte der Bahn Colombo—Bandarawella. Es



Zug mit Burengefangenen auf der Station Bandarawella (Ceylon).



General Oliviers Sohn. General Olivier.

Burenführer im Diyatalawalager in Ceylon.

soll eines der schönsten und gesündesten Thäler der Insel sein, trotzdem wird gemeldet, daß der Typhus unter den Gefangenen überhandnimmt, und im Hauptkrankenhaus in Colombo ist eine eigene Abteilung für erkrankte Burengefangene eingerichtet worden. Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern zwei höchst interessante Bilder nach Photographien vorführen zu können, von denen das erste einen auf der Station Bandarawella eben eingelaufenen Zug mit 241 Gefangenen, das andere eine Anzahl von Burenführern an der Stacheldrahtumzäunung des Diyatalawalagers zeigt. Der hervorragendste darunter ist der berühmte General Olivier, den wir rechts stehen sehen. Er leitete den denkwürdigen Rückzug der Burenstreitkräfte im Kaplande nach der Einnahme von Bloemfontein, und es gelang ihm trotz aller Anstrengungen der Engländer, seine gesamten Streitkräfte und seinen Train vom Oranjefluß nordwärts längs der Grenze des Basutolandes bis nach Ladybrand zu führen. Als er aber die Kühnheit hatte, mit einer kleinen Schar von der Grenze des Basutolandes auf die englische Verbindungslinie vorzustoßen, wurde er durch General Bruce Hamilton umzingelt und am 26. August 1900 mit seinem Sohne, der links auf unserem Bilde steht, gefangen genommen. F. Z.

Die Erfindung des Fracks. — In der Schlacht bei Leuthen (1757) kam der Frack auf die Welt. Sein Erfinder war ein preußischer Reitersmann. Der Kavallerist trug damals denselben Rock wie der Fußsoldat, den berühmten blauen Rock mit rotem Futter und langen Schößen. Als der Reitersmann im Sattel saß, wurden ihm die langen Schöße unbequem; er schlug die unteren Zipfel um und befestigte sie auf der Außenseite mit einem Haken. Das rote Futter, das nun nach oben kam, sah auf dem blauen Rocke vortrefflich aus, und nicht nur die Kavallerie, auch das Fußvolk fand Gefallen daran. Bald war die Neuerung allgemein, nur daß die Zipfel allmählich ganz aufgegeben wurden. Der Rock ward in dieser Weise gleich zurechtgeschnitten, und die roten Aufschläge wurden daran festgenäht.

Nach dem Kriege traten die Soldaten in die bürgerliche Welt zurück; das Ansehen des Heeres hatte eine nie gekannte Höhe erreicht, und stolz auf den blauen Rock mit roten Aufschlägen,

der die grimmigsten Gefahren mit seinem Besitzer geteilt, und auf welchen König Friedrich der Große wohl selbst ein Ehrenzeichen geheftet hatte, nahm ihn der Soldat ins neue Leben mit. Diesen Rock trug der König selbst. Mit Bewunderung, hie und da auch mit stiller Zärtlichkeit sah man den langen Schößen nach. Das ärgerte die Bürgersleute, und die Eifersucht erwachte. Konnten sie das nicht gleichfalls haben?

So nahm denn auch der bürgerliche Rock allmählich die „Schwalbenschwänze" an. Nur etwas, die richtigen Aufschläge und der nötige Kragen fehlten ihm noch zu der Form des heutigen Fracks, doch auch diese entwickelten sich. Bisher fielen auf beiden Seiten der Perücke lange Locken auf die Schultern herab. Sie verschwanden jetzt unter dem Schermesser der Zeit; die Frisur begann bald nicht mehr auf der Schulter, sondern in der Höhe des Ohres. Der Rock folgte der Frisur, er rückte ihr gleichsam nach und legte sich am Halse in einem breiten Kragen um, dem sich die erwünschten Aufschläge auf der Brust anschlossen, und so bekam der Frack die Form, die er im wesentlichen noch heute hat. K. N.-Str.

Der Weinkeller des deutschen Kaisers beginnt in einem Raume, aus welchem durch schwere Eisenthüren verschlossene Gänge in den unter dem Berliner Schlosse gelegenen eigentlichen Weinkeller führen. An den Wänden dieses Raumes stehen reihenweise Kasten mit Glasthüren, welche Proben der in den kaiserlichen Schlössern und Jagdhäusern im Gebrauche befindlichen Glasgeschirre enthalten. In einem großen Register sind alle Weine und Liköre des kaiserlichen Kellers eingetragen. Da ist alles genau verzeichnet: Herkunft und Jahreszahl, der Name der Firma, von welcher das Getränk gekauft wurde, der bezahlte Preis. Ferner die Namen von Personen und Korporationen, welche dem Kaiser flüssige Geschenke gemacht haben. Dieses Register datiert bereits aus der Zeit Friedrichs des Großen, der es anlegen ließ, um der Unehrlichkeit seiner Diener einen Riegel vorzuschieben.

Die Keller selbst sind lange, niedrige Korridore, aber gut ventiliert und durch Gasflammen erleuchtet. Die erste Abteilung des Kellers enthält die kostbarsten und seltensten Weine

und Liköre der kaiserlichen Vorräte. Jeder Wein hat seine bestimmte Abteilung, die in die riesig dicken Mauern eingelassen ist, und jede ist mit einer eisernen Gitterthür versehen, auf welcher eine schwarze Tafel angebracht ist. Auf dieser Tafel ist der Name, das Alter, der Preis und die Zahl der in der Abteilung aufbewahrten Flaschen mit der größten Genauigkeit verzeichnet. Es giebt da Weine aus allen Teilen der Welt, manche von unschätzbarem Werte. Da ist zum Beispiel ein „Steinberger Kabinett", von dem die Flasche ursprünglich 40 Mark gekostet hat. Dieser Wein könnte heute nicht beschafft werden, wenn man auch die Keller aller Kenner in Europa plündern wollte. Da ist eine andere Abteilung mit 5000 Flaschen „Schloß Johannisberg" und eine andere mit so viel „Liebfrauenmilch", daß ein Regiment davon einen Monat lang zehren könnte. Da sind Abteilungen für spanische, portugiesische und italienische Weine, deren verstaubten Flaschen man es ansieht, daß sie selten in Anspruch genommen werden; sie werden nur aufgetragen, wenn Besuch bei Hofe ist. In der portugiesischen Abteilung stand bei einer Partie Wein die folgende Aufschrift: „Diese 200 Flaschen erlesenen Portweines sind ein Geschenk Seiner portugiesischen Majestät Johannes V. an König Friedrich Wilhelm I. A. D. 1736." Daneben ist eine schwer vergitterte Nische mit der Aufschrift: „Andenken, genommen aus den Kellern von Sanssouci nach dem Tode des Königs Friedrich des Großen." Da sieht man sechs Gestelle beladen mit allen möglichen Arten von Flaschen, Cognak aus dem Jahre 1760, Madeira, Malaga, Burgunder, alle noch älter als der Cognak, aber keinen Tropfen deutschen Weines. In einer Ecke stehen sechs kleine Flaschen mit einem Monogramm aus den Buchstaben F und R; es sind die letzten Flaschen aus dem Tokayervorrat des großen Königs. In solchen kleinen Flaschen pflegte er seinen Tokayer, den er sehr gern trank, auf dem Tisch zu haben.

Der kaiserliche Keller enthält, wie sich von selbst versteht, alle erdenklichen Sorten von Cognak, Brandy und Whisky, darunter eine ganze Abteilung für echten amerikanischen Whisky. Jamaica-Rum scheint ein Lieblingstropfen der erlauchten Ahnen Wilhelms II. gewesen zu sein, denn es sind gewaltige Vor-

räte da, und das Datum derselben reicht von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Anfange des jetzigen. Der Kaiser trinkt gelegentlich amerikanischen Whisky, aber von allen Likören ist ihm Kirschwasser der liebste. Süße Liköre rührt er nie an, obwohl auch davon alle erdenklichen Sorten vorhanden sind.

Der Berliner Schloßkeller enthält auch persische Weine. Dieselben stehen in großen Glaskrügen mit kurzen Hälsen und sind Weine aus Teheran, die der Schah dem Kaiser im Jahre 1892 als Geschenk geschickt hat. Auch an Catawba und rotem Kalifornier fehlt es nicht in dieser Welt von Weinen. Dieselben sind Geschenke, ebenso wie die Weine aus Jerusalem, die seltsamerweise den Namen „Burgunder" führen. C. T.

Eine beherzte deutsche Frau. — Arnold Ruge erzählt in seiner Autobiographie „Aus früherer Zeit" folgende interessante Begebenheit aus seiner Kindheit.

Während der Franzosenzeit forderte ein in Ruges elterlichem Hause auf der Insel Rügen einquartierter Franzose eine Suppe. Ruges Mutter bereitete sie ihm zu. Der Franzose kostete sie, während sie noch über dem Feuer stand. Sie war ihm nicht salzig genug. Die Mutter reichte ihm das Salzfaß, damit er nach seinem Geschmacke nachsalzen könne. Er warf eine ganze Handvoll hinein, und die Suppe war nun gründlich versalzen. Da ward der Franzose zornig, ergriff ein Rohrstöckchen und schlug Ruges Mutter damit auf den bloßen Arm. Aber er war an die Unrechte gekommen. Die Mutter war eine starke und entschlossene Frau, die nicht gesonnen war, die ihr zugefügte Unbill ruhig hinzunehmen. Sie ergriff den Kehrbesen und schlug den Franzosen dermaßen auf den Kopf, daß er halb betäubt zu Boden sank. Kaum hatte er sich erhoben, eilte er spornstreichs zu seinem Kapitän. Das ganze Haus zitterte und bebte in Erwartung des bevorstehenden schrecklichen Strafgerichtes. Aber der Kapitän war ein gerechter und besonnener Mann. Nachdem er den Hergang der Sache erfahren hatte, wies er dem Soldaten ein anderes Quartier an und sprach zu Ruges Mutter: „Ihm ist vollkommen recht geschehen. Aber bei Ihnen, verehrte Frau, möchte ich nicht im Quartiere liegen." C. T.

Wunder der Natur. — Der Polyp empfängt, gleich der Hydra des Fabeltums, neues Leben durch das Messer, welches zu seiner Vernichtung erhoben wird. — Die Fliegenspinne legt ein Ei, so groß wie sie selbst. — Eine Raupe hat 4041 Muskeln. — In den Augen einer Drohne sind 14,000 Spiegel gezählt worden. — Der Körper jeder Spinne besteht aus vier Teilen, die eine Menge dem unbewaffneten Auge unsichtbare Oeffnungen haben, von denen jede einem einzigen Faden den Durchgang gestattet; alle diese Fäden — und es kommen deren 1000 auf jeden Körperteil — vereinigen sich bei ihrem Ausgange zu dem einen Faden, mit welchem die Spinne ihr Gewebe spinnt, so daß also das, was wir einen Spinnwebfaden nennen, aus 4000 einzelnen Fäden besteht. — Leuwenhoek beobachtete durch das Mikroskop Spinnen, die nicht größer waren als ein Sandkorn, und Fäden spannen, so fein, daß 4000 derselben erst die Dicke eines einzigen Menschenhaares erreichten. C. T.

Die Kugelkammer. — Im königlichen Schlosse in Berlin findet sich unter vielen Sehenswürdigkeiten auch die nach der Burgstraße zu belegene „Kugelkammer“. In derselben liegen seit langen Jahren vier große Kanonenkugeln, von denen das Gemach seinen Namen erhalten hat. Als König Gustav Adolf von Schweden im Jahre 1631 nach Berlin kam, um mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm zu unterhandeln, waren die schwedischen Geschütze unfern der Stadt aufgefahren worden, um im Falle des Mißerfolges der gewünschten Verhandlung sofort ihr Feuer gegen Berlin zu eröffnen. Eine Einigung der beiden Herrscher war jedoch bald erzielt, und so befahl nun der Schwedenkönig, statt der feindlichen Begrüßung Freudenschüsse abzugeben.

Wie erschraken die Berliner aber, als plötzlich ein Eisenhagel in ihre Dächer schlug! Glücklicherweise dauerte die Angst nicht lange, denn das Bombardement wurde sofort eingestellt. Die tapferen Schweden hatten vergessen, die Geschütze zu entladen. Die vier Kugeln, die in das Dach des kurfürstlichen Schlosses einschlugen, wurden zum Andenken in der Kugelkammer aufbewahrt. C. K.

Schülerdankbarkeit. — Graf Hohenwart war als junger Geistlicher Lehrer des Kronprinzen Franz, des nachmaligen Kaisers Franz I. von Oesterreich, und nach dessen Großjährigkeit Bischof von St. Pölten gewesen. Franz I. hing das Bild des Grafen zum dankbaren Andenken in einem seiner Zimmer auf. Als Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, gestorben war, kam Hohenwart nach der Reichshauptstadt, den kirchlichen Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch den Kaiser und war freudig überrascht, bei ihm sein Porträt zu finden.

Der Kaiser bemerkte dies und sagte, auf das Gemälde deutend: „Was glauben S', wer das is?"

Lächelnd erwiderte Hohenwart: „Wenn ich nicht irre, so ist das der Bischof von St. Pölten."

Der Kaiser schüttelte den Kopf und meinte gemütlich: „Da hab'n S' Ihnen einmal gründli' g'irrt, das is net der Bischof von St. Pölten, sondern der Erzbischof von Wien."

Damit war Hohenwart seine Erhebung zu dieser Würde angekündigt. Franz Schmidt.

Das Billardspiel entwickelte sich im 16. Jahrhundert in Italien aus dem Ballspiel und wurde bald nach Frankreich verpflanzt. Hier stand es bei Ludwig XIV. in Gunst und verbreitete sich deshalb als „noble jeu de billard" in der vornehmen Gesellschaft aller europäischen Länder. Die Bezeichnung auf exklusive Stände zeigte sich darin, daß zum öffentlichen Halten eines Billards besondere Konzession erforderlich war. In Paris waren die „billards paulmiers", deren es 1789 etwa 200 gab, förmlich patentiert und hatten ihre eigenen Reglements. W. H.

Gall und seine Schädellehre. — Die bekannte Schädellehre Doktor Galls († 1828) ist an dem Schädel des Meisters selbst zu Schanden geworden. Sobald Gall gestorben war, mußte es für seine Schüler das wichtigste Geschäft sein, die Hirnschale desselben zum Gegenstande gründlichster Forschung zu machen. Man that es in feierlicher Sitzung, man nahm die Linien, Wölbungen und Winkelzüge des Schädels zu Protokoll, und ganz konsequent nach den Lehrsätzen des Meisters gefolgert, ergab sich, daß Gall ein sehr dummer Mensch gewesen sein müsse.